

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 16. Januar 1893.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Die Tragödin.

Roman von A. von Perfall.

(3. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Elisa beugte sich, das Antlitz feuerrot, über ihre Arbeit. Maxime erhob sich voller Entrüstung. „Das ist stark!“ Ihre Mutter ist eine strenge Frau, bemerkte Heyden. „Und das lassen Sie sich bieten?“ fragte Maxime. „Wie können Sie so sprechen, Graf, von einer Mutter! Sie wissen ja, wie gut sie ist, und sie hat ganz recht, es war ungezogen von mir, über ihre Worte zu lachen.“ Heyden reichte ihr ganz unvermittelt die Hand. „Bravo, Fräulein Elisa! Eine schönere Rolle kann ich Sie nicht spielen sehen.“ Eine tiefe Bewegung klang aus seinen Worten, welche Elisa auffiel.

„Sie weckt wohl Erinnerungen bei Ihnen an Grünau,“ bemerkte Maxime spitzig. „Frau Mama wohl auch sehr energisch? Habe schon gehört davon.“

„Sehr böse, haben Sie gehört, sagen Sie es nur, Herr Graf! Das Los aller Frauen, welche alleinstehend gezwungen sind, männliche Thakraft zu üben! Das verzeiht man ihnen nie — die Männer nicht, als Eingriff in ihr unveräußerliches Recht, die Frauen im Gefühl des eigenen Mangels. Mein Vater starb nämlich kurz nach meiner Geburt, das Gut in ziemlich bedenklichem Zustande zurücklassend, schwer belastet. Vor vier Jahren übernahm ich es lastenfrei und in blühendem Zustande, eine Musterwirtschaft! Das war das Werk der bösen Herrin von Grünau, meiner Mutter! Mit Glacehandschuhen bringt man das freilich nicht zuwege.“

„Und dabei wahrscheinlich eine seelengute Frau,“ warf Elisa ein.

„Ein Goldherz, wenn man sie näher kennt.“

„Das möchte ich wohl! Sie machen mich neugierig. Ich liebe diese edlen Frauen in rauhen Schalen,“ sagte Elisa.

Heyden erwiderte nichts. Eine Pause trat ein im Gespräch.

Maxime blickte forschend auf Heyden. „Aber das ist ja leicht zu erreichen. Da besuchen Sie eben Herrn von der Heyden auf Grünau. Die Frau Mama wird sich sehr freuen, eine Kollegin in der männlichen Thakraft kennen zu lernen. Von einer Tragödin ist ja dieser Begriff unzertrennlich.“

„Spott! Ich und Thakraft! Nun, was sagen Sie zu dem Vorschlag des Grafen?“ fragte Elisa Herrn von Heyden.

„Gewiß! D gewiß! Meine Mama wird sich gewiß freuen. Sie lebt zwar infolge ihrer jahrelangen Zurückgezogenheit ganz außer der Zeit und wird vielleicht die hohe Bedeutung Ihres Besuches,“ setzte er mit erzwungener Fassung hinzu, „nicht so ganz zu würdigen wissen.“

Elisa sah lächelnd von ihrer Arbeit auf und erstreckte so den Nachsatz in seiner Kehle. „Sprechen Sie ganz offen, Ihre Frau Mama wird unangenehm berührt sein, eine Schauspielerin als Bekannte ihres Sohnes auf Grünau empfangen zu müssen. Ist es nicht so? Alte Vorurteile, deren Berechtigung ich leider nicht ganz leugnen kann. D ich begreife das vollkommen! Aber sehen Sie, gerade das reizt mich, einer Dame, die ich durch Ihre kurze Schilderung schon achten gelernt habe, vielleicht eine bessere Ansicht über uns Vielgelästerte beibringen zu können, oder halten Sie das für ganz unmöglich? Fürchten Sie geradezu Unannehmlichkeiten für mich oder Sie — dann allerdings, aber nur dann!“

Heydens Unentschlossenheit wich plötzlich, eine scharfe Falte bildete sich an der Nasenwurzel, wohl das Erbteil der Mutter, das graue Auge gewann einen festen Ausdruck, welcher das ganze Antlitz hob. „D pardon, da haben Sie mich denn doch mißverstanden, oder vielmehr: ich bin in meiner Bemühung, einer möglichen Enttäuschung vorzubeugen, zu weit gegangen. Unannehmlichkeiten! Einer Dame auf Grünau! Jetzt müssen Sie kommen, wenn Sie mich nicht empfindlich kränken wollen!“

„Abgemacht! Ein bißchen Zeit zur Vorbereitung lasse ich Ihnen schon.“

„Was wird da schon wieder abgemacht?“ Mutter Potokj trat eben ein mit dem Kaffee.

„Eine Partie nach Schloß Grünau, zu Herrn von der

Heyden! Gewiß ein unschuldiges Vergnügen,“ bemerkte Maxime.

„Weil wir grad so Partien machen können! Ja, mit dem Versprechen, da hat sie's glei, die Elisa. Sie weiß ja selber net, was alles z'thun hat, das mach' alles ich! Jetzt geht's zur Prob', jetzt is Zeit in die Garderob! Um kein Schuhbandl braucht sie sich z'kümmern, grad spielen. Is net so, Elsa?“

Elisa drückte lächelnd die Hand der Mutter. „Und doch wirst du Grünau irgendwo einspicken können — ein bißchen Landluft kann uns beiden nicht schaden. Selbstverständlich begleitet mich die Mutter,“ wandte sie sich an Heyden.

„Selbstverständlich!“ wiederholte dieser. „Es wird Ihnen

dort sehr gut gefallen, und Sie werden dann vielleicht meinen Mangel an Theaterinn begreiflicher finden.“

„Na, mit mein' Theaterinn ist's auch net weit her! Ich bin älter wor'n, als Sie jetzt san, ohne an Spur von an Theater z'hehn in Wean, aber mein Elsa spiel'n sehn, dazu braucht's gar kein b'sondern Theaterinn, mein' ich.“

„Mutter!“ ertönte der flehentliche Warnungsruf der Schauspielerin.

„Das ist sehr einfach, Sie schließen einen Vergleich, wechselseitige Bedingungen: Besuch in Grünau, Besuch sämtlicher Vorstellungen mit Elsa Potokj auf dem Zettel,“ schlug Maxime vor.

„Beruhigen Sie sich, Herr von der Heyden, ich komme



Gesellschaftsvolletten.

(Beschreibung S. 39.)

bedingungslos," erklärte Elsa, "als einfaches Fräulein Potoky mit Mutter, völlig inkognito, meiner Würde als große Künstlerin entkleidet. O ich sage Ihnen, das thut unendlich wohl! Ich lasse mir für die Ferien stets neue Kleider machen, nur um kein bißchen Theaterluft mit mir hinauszubringen auf das Land. Ich werde in einem solchen Ferienkleide kommen."

"Vielleicht in demselben, in welchem ich Sie in Meran kennen lernte? Es war ganz einfach, silbergrau — es stand Ihnen reizend."

"Aber wo denken Sie denn hin! Das war ja vor drei Jahren, ganz aus der Mode!"

Marime lachte hell auf. "Elsa Potoky in einem silbergrauen dreijährigen Kleide! Das haben Sie gut gemacht, Herr von der Heyden."

"Na das wär' was! So eine Künstlerin!" unterstützte ihn die Mutter.

"Lachen Sie nur über meine Garderobebegriffe! In meinen Augen sieht es die kostbarste Pariser Mode aus, dieses silbergraue dreijährige Kleid," entgegnete Heyden mit inniger Stimme.

Elsa machte sich rasch mit dem Entfernen des Kaffees zu schaffen und gab, eine höhnische Bemerkung Maximes fürchtend, dem Gespräch eine andere Wendung.

Es klingelte, und gleich darauf ertönte eine weibliche Stimme, den ganzen Korridor füllend. "Fräulein Potoky zu Hause?" — "Das gnädige Fräulein hat Besuch," sagte das Dienstmädchen. — "Das ist ganz recht, daß sie Besuch hat!" hallte es gegen die Wände, und Stiefelabsätze klapperten auf dem Parkett.

"Jesses, die Howard! Was will denn die bei uns?" bemerkte ärgerlich Mutter Potoky.

"Fräulein Howard?" fragte Marime mit einem unwillkürlichen Blick nach dem Spiegel und einen Strich durch den Schnurrbart.

"Mir ahnt nichts Gutes, ihren Schritten nach," flüsterte Elsa, "machen Sie sich auf eine kleine Scene gefaßt, Herr von der Heyden."

Da flog schon die Thüre auf, eine große, elegant gekleidete Dame trat ein — Fräulein Anny Howard, erste Liebhaberin des Hoftheaters!

Ein Parfümdüft erfüllte sofort das Gemach. "Grüß dich, Elsa!" Sie reichte ihre Hand über Heyden hinüber, der sich bücken mußte, um sich nicht in das Perlenfisch der Schauspielerin zu verfangen.

"Grüß Gott, Mutter! Bitte nicht stören lassen, meine Herren. Ah, der Graf — natürlich!" Kräftiger Händedruck. "A propos, gerade recht, übermorgen, Verlorene Ehre, lasse mich empfohlen sein! Spiele die Angèle!" Sie klatzte mit den Händen aufeinander. "Sei gut, Elsa — unjereins möchte auch einmal ein duzendmal vor die Rampe! Aber warum ich komme — na, du wirst dich auch ärgern — eine Gemeinheit sondergleichen!"

Der Sonnenschirm flog auf das Klavier, über dessen glatte Fläche bis zu Heyden rutschend, welcher ihn glücklich auffing, mit einem gnädigen Lächeln der Diva belohnt.

"Dabei einfach dumm — dumm! Aber ich nehme meine Entlassung, das käme mir gerade recht! Ja, wenn ich die Rolle nicht freiert hätte hier! Du weißt ja, ich bin nicht kapriziös und lasse mir viel gefallen, du bist darin viel energischer, rücksichtsloser möcht' ich sagen. Na, so sprich doch! Oder weißt du vielleicht dafür eine Entschuldigung? Oder Sie vielleicht, Herr Graf?"

"Wenn ich wüßte, um was es sich handelt, vielleicht —" entgegnete Marime lächelnd.

"Ah so — der ganze Kopf schwirrt mir — die Julia — ich sage die Julia wollen sie mir nehmen! Sie kennen meine Julia? Na also! Die Julia, mir! Und wem geben — wem? Einer Anfängerin! Einem Backfisch!"

"War auch ein Backfisch, die Julia!" sagte Marime.

"Ah, Sie entschuldigen also ein so unerhörtes Unrecht? Wohl ein Verehrer dieser kleinen Schlange?"

"Wenn Sie mir erst den Namen nennen, vielleicht."

"Die Harlinger wohl?" fragte Elsa unbefangen.

"Die Harlinger wohl! Wie du das sagst! Als ob das ganz selbstverständlich wäre, ganz in der Ordnung! Gott, wie ungeschickt ich bin! Du hast ihr ja einmal Stunden gegeben. Natürlich, ein großes Talent!"

"Ist sie auch! Ohne Zweifel, und bis jetzt sehr schlecht beschäftigt. Das mußt du doch zugeben, während du —"

"Während? Elsa, ich verbitte mir das 'während', es giebt kein 'während' zwischen mir und der Person! Na, da bin ich ja gut angekommen! Frau Mama natürlich dieselbe Ansicht?"

"Aber i bit' Ihnen, lassen's mi aus. Wegen mir spielt die Julia, wer mag! I hab' genug an der schlotterigen Königin, die's vorig's Jahr meiner Tochter haben aufhängen wollen. Da bin ich ihnen aber kommen mit der Richtung —"

"Die Königin, Fräulein Elsa? Das hat man gewagt? Na, das übertrifft alles!" bemerkte Marime entrüstet.

"Ah, jetzt ist er eitel Flamme! — Mein Herr!" wandte sich die Liebhaberin an Heyden, "jetzt muß ich Sie zu meinem Schutz anrufen, oder auch Harlingerianer? Ganz verraten und verkauft?"

Heyden machte eine bedauernde Bewegung. Allgemeines Gelächter.

"Du hast heute wirklich Pech," sagte Elsa, "Herr von der Heyden — du liebst mir nicht einmal Zeit zur Vorstellung — kennt weder die Harlinger noch dich als ausgemachter Theaterfeind."

"Herr von der Heyden! Wo hörte ich doch erst vor kurzem diesen Namen? Bei Gott, ja — Herr von der Heyden — und Graf Leidesdorf! Etwa ein Veröhnungskaffee — da möchte ich wirklich nicht stören."

"Das verstehe ich nicht. Ich bitte dich, erkläre dich näher," bat Elsa.

"Herr von der Heyden und Graf Leidesdorf haben sich geschossen in Angelegenheit der Elsa Potoky! Neuester Kulissenklatsch!"

Elsa fuhr erregt auf, auf Graf Maximes Stirne erschienen bedenkliche Falten. "Und über die Veranlassung des Duells? Was sagt darüber der Kulissenklatsch?"

"Was weiß ich!" erwiderte leichtweg die Schauspielerin. "Veranlassung! Die denkt man sich doch sehr leicht dazu. Machen Sie doch kein so ernstes Gesicht! Ich glaubte ja selbst nie daran."

"Und doch muß ich Sie ernstlich eruchen, mir und dem Herrn Grafen mitzuteilen, welche Veranlassung Ihnen angeeignet wurde. Es wurde doch jedenfalls auch darüber gesprochen?" sagte Heyden energisch. "Eine derartige Schwärerei kann für Fräulein Potoky durchaus nicht gleichgültig sein!"

"Ah, das ist reizend! Ich spreche von einer schreienden Ungerechtigkeit, von der Befegung der Julia durch eine Harlinger! Alles lacht, strickt weiter, nippt Kaffee. Bei einem unschuldigen Kulissenklatsch, da fährt alles in die Höhe und ruft Zeter und Mordio! Welche Veranlassung soll man denn angeben bei einem Duell zwischen zwei Kavaliere wegen einer Schauspielerin! Man sprach von einem Offizierssouper. Herr von der Heyden habe sich als Ritter unserer Tragödin aufgeworfen, Graf Leidesdorf habe das als völlig überflüssig gehalten u. s. w. Champagner, erregte Stimmung, wie das so geht. Kulissenklatsch! Ich dachte es ja gleich."

"Und doch nicht aus der Luft gegriffen," begann jetzt Elsa erregt. "Es ist über mich gesprochen worden in einer Weise, daß sich einer der Herren veranlaßt sah, mich in Schutz zu nehmen. Und wann? Wo zu? Was habe ich gethan? Ich bin eine Schauspielerin, und das ist mein Verbrechen: jeder Schurke hat das Recht, meinen ehrlichen Namen in den Mund zu nehmen. O wenn man einmal einseht, welche Summe von Verachtung, Gemeinheit sich hinter dieser scheinbaren Verehrung, die uns gezollt wird, birgt, dann fängt man an, das Theater zu hassen."

"Aber, Fräulein Elsa, es ist ja alles Lüge, es handelt sich um eine künstlerische Erörterung, die Ihre persönliche Ehre nicht im geringsten verlegt, abgesehen von der Unwahrheit des Gesprächs," beschwichtigte sie Marime.

"Wie kannst du nur so etwas gleich wieder tragisch nehmen! Wenn einmal unser Name nicht mehr in aller Mund ist, wenn man sich nicht mehr um uns streitet, sind wir tot. Nur zu! Laß sie nur reden, sich erschöpfen, erschlagen! Unser Ruhm gedeiht am besten im Tabakqualm der Kaffeehäuser und in den Kneipen, beim perlenden Champagner. Der langweiligste Tropf, der im Theater gähnt oder mit seinem Nachbar während der Hauptscene spricht, wird dort zu deinem begeistertsten Verehrer und erhitzt sich den blasirten Kopf im Kunstgespräche."

"Und unser Ruf wird dabei geschändet!" sagte Elsa.

"Unser Ruf? Der ist überhaupt nicht zu retten. Einfach weil das Publikum ihn nicht gerettet haben will. Der weibliche Teil benutzte uns als Sündenbock des ganzen Geschlechtes und will nebenbei den Vorteil nicht verlieren, die allgemeine Aufmerksamkeit von sich abzulenken, hier und da Gelegenheit zu einem entrißelten, verschämten Augenaufschlag, zu einem Seufzer über die Verkommenheit der Welt zu haben. Der männliche Teil will sich den prickelnden Reiz des uns umgebenden sündhaften Nimbus nicht rauben lassen, den er unter dem Vorwande der Kunstbegeisterung aufsucht!"

"Mein Fräulein, ich muß Sie doch bitten," verwahrte sich Marime.

"Nun ja, die Anwesenden machen ja immer eine Ausnahme."

"Jedenfalls muß ich dich bitten, deine sonderbaren Ansichten etwas weniger offen, wenigstens bei mir, auszusprechen," sagte Elsa mit einem verlegenen Blick auf Heyden, welcher sichtlich überrascht der beredeten Dame zuhörte.

"Recht hat's!" sagte die Mutter mit einer drolligen Betonung dieser Worte, "s is net viel anders! Darum muß sich an anständiges Mäd'l beim Theater vollständig zurückziehen."

"Oder vielmehr darum gehört ein anständiges Mädchen nicht auf das Theater," entgegnete Elsa flammenden Antlitzes, mit fast weinerlicher Stimme, "und ich verlasse es auch noch, es giebt noch andere Erwerbszweige genug."

"Du? Das Theater verlassen?" entgegnete die Schauspielerin lachend. "Und wenn du den Erwerb einer Millionärin ergreiffst, der dir jedenfalls am nächsten läge, du wirst ihn aufgeben und auf die Bretter zurückkehren."

"Ganz meine Ansicht!" bemerkte Marime.

"Ja natürlich, nach Ihrer Ansicht sind wir ja verdammt zum Theater, am Ende schon von Geburt aus. Wir armen Geschöpfe! Haben Sie auch diese Ansicht, Herr von der Heyden?"

"Durchaus nicht. Im Gegenteil," erwiderte dieser. "Ich bin überzeugt, daß trotz aller Berufsfreude, alles Ruhmes und aller Ehre in jeder Künstlerin dann und wann der fehnliche Wunsch erwacht, die Doffentlichkeit mit einem dem Weibe angemesseneren, von der Natur zugewiesenen Wirkungskreise zu vertauschen."

"Sie wollen sagen, mit dem Wirkungskreise eines Hausmütterchens?" bemerkte Marime etwas spöttisch.

"Sei es, eines Hausmütterchens! Die Anlage dazu steckt in jedem Weibe."

"In Ihnen auch, Fräulein Howard?" fragte Marime. "Hören Sie auf! Ich rieche Bratenluft und Bügelluft! Das können meine Nerven nicht vertragen."

Es schlug drei Uhr. Heyden erhob sich plötzlich, sich entschuldigend, daß er mit dem nächsten Zuge nach Grünau müsse.

"Da haben wir ja einen Weg. Ich schwäche und schwäche, und die Harlinger deklamirt schon die Julia vor ihrem Spiegel. Na, der will ich es versetzen. Ich bin bereit, mein Herr."

Fräulein Howard erhob sich, ohne auf das verdühte Gesicht Heydens zu achten. "Herr Graf, die verlorene Ehre nicht vergessen! Elsa, nichts übelnehmen, du kennst mich ja — Mama!" Sie drückte allen Anwesenden mit einer stürmischen Herzlichkeit die Hand.

Heyden zögerte einen Augenblick in sichtlich Verlegenheit, doch der Zug war nicht mehr zu revozieren. "Es bleibt also dabei — auf Wiedersehen in Grünau."

"Wenn Sie nicht fürchten, von neuem in einen Klatsch verwickelt zu werden? Sie sehen schon, wie es gemacht wird," sagte Elsa. "Wollen Sie es riskieren?"

"Ich riskiere es," erwiderte Heyden. Aus dem spaßhaften Tone klang doch ein gewisser, ernster Entschluß, der ihm nicht so leicht ankam. Was war dieser Besuch im Vergleich mit diesem Gang an der Seite der auffallend gekleideten, stadtbekanntem Howard mit ihrer lärmenden Sprache.

"Hoffentlich gelingt es Ihnen, Fräulein Howard auf dem Wege zu beruhigen, betreffs der Julia," bemerkte Marime schadenfroh.

Die Bemühungen Heydens, sorgfältig Distanz zu halten, waren vergebens, Fräulein Howard drang rücksichtslos auf ihn ein, ergriff ihn beim Arme, demonstrierte mit dem Sonnenschirm ihr ganzes Leid; dabei führte ihr Weg durch die lebhaftesten Straßen der Residenz. Alle seine Bekannten schienen sich verschworen zu haben, ihm zu begegnen. Da gab es erstaunte Mienen, verblüfftes Stehenbleiben, spöttisches Lächeln und Kopfschütteln, ja selbst völlig Fremden mußte das sonderbare Paar auffallen. Seine Ruhe reizte die Schauspielerin, bald sah er ein, daß es besser sei, auf ihre Erregung einzugehen, und nun überhäufte er die Leitung des Theaters mit Schmähungen, die zuletzt ernst gemeint waren, weil diese die Veranlassung zu diesem martervollen Gange war.

Endlich war das Theater erreicht; eine Opernprobe war eben zu Ende, aus einer kleinen Seitenthür strömte ein lebhaftes Völkchen. Eine Gruppe Offiziere standen unweit davon als Beobachtungsposten, gerade darauf stürmte Fräulein Howard, jeden Entweichungsversuch Heydens unmöglich machend. Das Völkchen verstummte plötzlich, die Offiziere klemmten die Monocles fester, man salutirte. Howard grüßte huldvoll.

Heyden faßte einen Entschluß, zog den Hut und wollte sich rasch verabschieden.

"Aber, mein Lieber, Sie werden doch neugierig sein, wie die Sache ausgeht. In fünf Minuten bin ich wieder da, das geht rasch bei mir, verlassen Sie sich darauf — in fünf Minuten."

Fräulein Howard verschwand im Theatergebäude, ohne seine Antwort abzuwarten. Alle Blicke waren auf Heyden gerichtet. So ohne weiteres konnte er nicht davonlaufen, das sah ja aus wie eine Flucht, mußte noch mehr Aufsehen machen; so bummelte er denn scheinbar gleichmütig bis zur nächsten Straßenecke, kehrte dann wieder um mit der Miene eines Wartenden. Die List gelang, die allgemeine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, das Häufchen Choristen verlief sich schwabend, die Herren Offiziere ließen die Klemmer fallen. Viel Zeit war nicht zu verlieren: fünf Minuten sind ja rasch vorbei, und vielleicht macht der Intendant noch kürzeren Prozeß.

Er machte also wieder kehrt der Ecke zu, möglichst Gleichmütig heuchelnd, in der ständigen Angst, die Stimme der Schauspielerin hinter sich zu vernehmen. Kaum hatte er aber die Ecke erreicht, so verschwand er dahinter, bestieg die nächste Droschke und fuhr erleichtert aufatmend dem Bahnhofe zu.

Eine entsetzliche Welt, diese Theaterwelt, und mitten darin unberührt von aller Schmeichelei, von allen üblen Einflüssen dieses schlichte Mädchen, an der Seite der derben Mutter, Elsa! Wie würde sie sich erst entfalten zur vollen Weiblichkeit außerhalb dieser Atmosphäre — in der Atmosphäre Grünaus!

Er sah sie in der gewölbten, altentimlichen Küche, bei dem Gefinde, im Hühnerhofe, das Schlüsselbund an der Seite. Auf dem Felde bei den Schnittern, das gebräunte Gesicht von einem breiten, kornblumengeschmückten Strohhut beschattet. Auf jeder Bank saß sie, aus jeder Thür kam sie ihm entgegen, die Pferde wieherten, die Kinder bläkten nach ihr, der pünktlichen Besucherin. Die Hunde winselten an der Kette, das Federvieh kroch aus allen Winkeln, glucksend, krägend herbei, um die goldenen Körner aufzupicken, die aus den schönen Händen rieselten. Um die Schulter, das edle Haupt flatterten eifersüchtig die Tauben, und jedes Bild war so schön, so formvollendet, daß er sich daran nicht sattsehen konnte. Wenn er daneben seine Gutsnachbarinnen stellte, unter denen die Mutter dann und wann Herrschau hielt, wie eckig, wie formlos, wie unbedeutend! Er, der den Zauber der Kunst stets gering geschätzt, war jetzt ganz in ihrem Banne, ohne daß er es ahnte, daß diese ihm den Spiegel vorhielt, in dem er jene Bilder schaute.

Er hatte den Wagen mit der Bahn vertauscht, hatte diese wieder verlassen, ohne sich dessen bewußt zu sein, jetzt lag Grünau vor ihm, das alte verwetterte Herrenhaus — da kam er erst zu sich. Wie plump und geschmacklos der

Battenzann, der Krautgarten dicht bei der Einfahrt und wie die alten Obstbäume alle eckig, in ausgesuchter unschöner Form ihre Aeste strecken! Das war ihm nie so aufgefallen. Ein Frösteln überlief ihn, ein wehes, sehnüchtes Gefühl nach rückwärts, nach der Vergangenheit, wo ihm jeder Ast, jeder Stein, jeder Strauch hier teuer war, oder nach vorwärts, nach der Zukunft mit ihren Traumbildern — er wußte es selber nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen von Chicago.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Nachdruck verboten.

Es war in einer größeren Abendgesellschaft in Chicago. Beim Diner saß ich zur Linken einer reizenden kleinen Blondine, so nett, so naiv, so ungezwungen in ihrer Unterhaltung und dabei doch so viel Wissen verratend, daß ich mich den ganzen Abend über zu ihr hingezogen fühlte. Wir hatten uns erst bei Tisch kennen gelernt. Nachher mochte sie wohl zufällig von meinen vielen Reisen erfahren haben, denn plötzlich trat sie auf mich zu und fragte mich mit der natürlichsten Miene der Welt: „Sagen Sie, giebt es von Wladimirof nach Kiachta im Winter Schlittenverbindung?“ Ich fürchtete, die Kleine wollte mich nur auf die Probe stellen oder mit ihrer Kenntnis dieser entlegenen sibirischen Städte prangen und gab ihr deshalb meine Antwort, ohne irgendwelches Erstaunen zu zeigen. Innerlich wunderte ich mich aber doch ganz gehörig über diesen kleinen, etwa achtzehnjährigen Balg, der so mir nichts dir nichts über ostibirische Schlittenreisen sprach.

Etwa ein Jahr später, 1890, saß ich in einem Hotel zu Frankfurt a. M. an der Table d'hôte, im Gespräch mit einem Londoner Klubkollegen, als ich plötzlich von meiner Nachbarin zur Linken, die ich bisher kaum beachtet hatte, angeprochen wurde: „You were right about Sibiria,“ hörte ich sie sagen, und als ich mich verwundert umwandte, erkannte ich zu meiner Ueberraschung meine Damenbekanntschaft aus Chicago, gerade so zart und reizend wie damals. Sie bemerkte mein Erstaunen und fuhr fort: „Ich komme gerade von dort. Kurz nachdem ich Sie getroffen, verließ ich Chicago, brachte ein halbes Jahr in Japan zu und nahm meine Rückreise nach Chicago über Sibirien.“

Schockschwerenot, dachte ich mir, ist es denn glaublich, daß die kleine Amerikanerin diese Weltreise wirklich ausgeführt haben soll? „Sie reisten wohl in Gesellschaft?“ fragte ich sie. — „O ja,“ war die Antwort, „meine Gesellschafterin hier begleitete mich.“ Ich musterte ihre Begleiterin flüchtig. Eine ebenso junge, frische Erscheinung, ebenfalls Amerikanerin. Während unserer nun folgenden, recht eifrigen Unterhaltung gaben sie mir so viele Einzelheiten über diese Reisen, daß ich nicht länger zweifeln konnte: Miß D. aus Chicago hatte die Rundreise um unsern Globus tatsächlich ausgeführt.

Im Grunde genommen hätte ich mich gar nicht über diese Courage zu wundern brauchen. War ich doch in Texas und Kalifornien und Britisch Kolumbien allein reisenden Amerikanerinnen begegnet. Auf meiner letzten Fahrt von New-York nach Gibraltar mit dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Julda“ stellte mich der wadere Kapitän Thalenhorst einer achtzehnjährigen bildhübschen Dame vor, Tochter eines der reichsten und bekanntesten Millionäre Amerikas, der über mehrere Millionen Mark jährlicher Einkünfte verfügt. Ich sah sie immer allein. Als wir durch täglichen Verkehr näher bekannt wurden, gestattete ich mir die Frage, ob sie denn allein reise. Mit ihren großen Augen blickte sie mich ganz verwundert an. „Selbstverständlich! Glauben Sie denn, ich werde meine Unabhängigkeit aufgeben, um für irgend ein dummes Kammermädchen oder einen Diener zu sorgen, der kein Wort einer andern Sprache versteht und der mir nur eine Last wäre? Wozu? Ich kenne Spanien, Italien und die Mittelmeerküsten vom vergangenen Jahre, wo ich in Gesellschaft meiner Schwester ebenfalls ohne Dienerschaft reiste. Meine Schwester ist nun verheiratet und lebt in Rom. So reise ich denn allein. Ich will sie besuchen.“

Auf derselben Reise machte ich die Bekanntschaft einer anderen jungen Dame, ebenfalls einer Chicagoerin, die ganz allein nach Paris wollte, um dort die Bildhauerei zu studieren. Sie erkundigte sich nach allen bekannten Ateliers, und es war ihr augenscheinlich vollster Ernst damit.

Gewiß werden unsere Touristen in der Schweiz, Italien, Aegypten u. s. w. schon derlei allein reisenden jungen Damen aus Amerika begegnet sein, zumeist ganz reizenden, hübschen Wesen, unbefangen, unabhängig, guten Kameraden, mit denen man sich prächtig unterhalten kann, ohne daß auch nur der Schatten einer Anzüglichkeit, eines Verdachtes über ihre guten Sitten sich uns aufdrängen würde. Manchmal reisen sie in Gesellschaften von sechs und mehr, manchmal zu zweien oder auch ganz allein. Sie haben alle ihr Appleton oder Harpers Guidebook oder den englischen Wabeter, wissen ganz genau Bescheid, unterhalten sich mit den Mitreisenden in ganz unbefangener Weise und sind vorzügliche Rechenmeister. In den Hotels erkundigen sie sich, bevor sie ihr Zimmer betreten, genau nach den Preisen, nach Licht und Bedienung, und bei der Table d'hôte trinken sie gewöhnlich Wasser. Sie reisen mit wenig Gepäck, nehmen ihren „Strap“ (Kleiderrolle) und ihr Satchel (Handtasche) mit in das Reisecoupé und kleiden sich mit einfacher Eleganz.

Sie unterscheiden sich in vorteilhaftester Weise von den Geldproben New-Yorks, die mit massenhaftem Gepäck, mit Dienerschaft und Kurieren reisen und sich häufig durch ihr vorlautes, vornehmthierisches Wesen bemerkbar machen. Was für ein glänzendes Geschäft würde man machen, könnte man dieses aufgeblasene Touristenvolkchen New-Yorks nach ihrem wahren Werte kaufen und zu jenem Werte wieder verkaufen, den sie sich selbst in ihrem Dünkel geben!

So lernt der Europäer den Unterschied zwischen der Amerikanerin des Westens und jener New-Yorks schon im Auslande kennen. Noch auffälliger aber ist der Unterschied zwischen beiden in ihrem eigenen Heimatlande. Nicht daß sich die Frauen von Chicago zu Hause durch besondere Weiblichkeit oder als Vortheherinnen ihres Hauswesens, als Gattinnen und Mütter hervorthun würden.

Die Verhältnisse, Leben, Verkehr, Erwerb sind eben im amerikanischen Westen ganz verschieden vom Osten und noch

mehr von Europa. In Chicago stehen die Frauen viel mehr auf eigenen Füßen, sie werden in viel größerer Zahl zu den verschiedenen Erwerbsquellen, Klemtern und Würden zugelassen als anderswo. Während sie bei uns der großen Mehrzahl nach nur in Fabriken als Arbeiterinnen beschäftigt werden und höchstens untergeordnete Klemter erlangen, wie Kassierer-, Telegraphistenstellen, dann in Kaufläden, Wirtschaften, Hotels und dergl. Verwendung finden, stehen sie im amerikanischen Westen dank ihrem Bildungsgrade, ihrer Selbstständigkeit und Zuverlässigkeit mit den Männern auf ganz gleicher Stufe, ja in vielen der verantwortlichsten Stellungen werden sie Männern sogar vorgezogen.

Sie erhalten hierzu von ihrer frühesten Kindheit an durch ihre Erziehung und Schulbildung die wünschenswerte Befähigung. In Schulen und auf den Universitäten sind sie in ihrer Stellung mit der männlichen Jugend vollständig gleichberechtigt; sie sitzen auf der Schulbank neben und zwischen den letzteren, ja man scheint mit besonderer Absichtlichkeit die Trennung der Geschlechter gerade durch eine möglichst weitgehende Vermischung zu erziehen. So werden die Mädchen schon von der Schulbank aus zu einer gewissen männlichen Selbstständigkeit erzogen, bilden sich zum „bon camarade“ ihrer männlichen Mitschüler aus und übertreffen diese vielfach durch Lernbegierde und tatsächliches Wissen. Dazu kommt, daß man die Jungen häufig nur den Elementarunterricht genießen läßt und sie dann sofort ins Leben, in den Erwerb hinausendet, während die Mädchen ihrer geringeren physischen Entwicklung wegen noch mehrere Jahre länger in den Schulen erhalten und zu Erwerb auf geistigen Gebiete herangezogen werden. Ich habe selbst im jahrelangen Verkehr überall die Bemerkung gemacht, daß die Frauen des Westens in allgemeiner Bildung, in Geschichts- und geographischen Kenntnissen, in Litteratur, Sprachen u. s. w. weitaus die Männer übertreffen. Ich habe mich häufig genug mit Damen über Naturgeschichte, über Klassiker, Ethnographie, Musik u. s. w. unterhalten, Dinge, von denen ihre Brüder und männlichen Verwandten gar keine Ahnung besaßen. Diese letzteren wurden eben nur für ihren Beruf ausgebildet, auf Kosten des allgemeinen Wissens. Und selbst diese Berufsarten der Männer werden durch die selbständige Entwicklung der Frauen immer mehr auf solche eingeschränkt, welche mit physischer Anstrengung verbunden sind, während die Frauen immer mehr die anderen mit ruhiger Lebensweise verknüpften Berufsarten übernehmen.

Ich will nur ein Beispiel herausgreifen: das Unterrichtsweien. In den Neu-Englandsstaaten ruht dasselbe so sehr in den Händen der Frauen, daß auf je einen männlichen acht bis zehn weibliche Schullehrer kommen. In den Süd- und Weststaaten Amerikas giebt es etwa ebensoviele oder nur wenig mehr weibliche als männliche Lehrer. In Chicago sind bei einer Schülerzahl von 230 000 nur 262 männliche, dafür aber 3000 weibliche Lehrer, das Verhältnis ist also beiläufig wie 1 zu 12! In New-York, wo die Lehrerschaft nur um wenig größer ist, kommen auf je einen männlichen nur fünf weibliche Lehrer, ein sprechender Beweis für meine obigen Ausführungen. Es würde zu weit gehen, wollte man aus der Zahl der weiblichen Lehrer auch auf den allgemeinen Wohlstand, die Entwicklung von Industrie und Handel u. s. w. schließen, aber es ist jedenfalls auffallend, daß die ersten Kulturstaaten Nordamerikas auch die meisten weiblichen Lehrer besitzen. Eines aber geht gewiß daraus hervor, nämlich die Thatsache, daß das Herbeiziehen einer so großen Zahl weiblicher Arbeitskräfte die Erwerbsfähigkeit des Landes und damit seinen Wohlstand in beträchtlicher Weise erhöht, ein Umstand, der auch uns Europäern Stoff zum Nachdenken geben sollte, zumal bei uns ein so großer Teil der männlichen Arbeit durch den Militärdienst abgelenkt wird, und wir auch dadurch den Amerikanern gegenüber im Nachtheile sind.

Wie im Lehrfach, so nehmen die Frauen in Chicago auch in vielen anderen Zweigen der öffentlichen Thätigkeit eine ganz hervorragende Stellung ein, und dies mit anerkanntem Erfolg. Wohl ist man in Chicago noch nicht so weit gekommen, daß, wie in manchen Städten von Kansas, Frauen zu Bürgermeisterin, Stadträtin, ja zu Polizisten gewählt wurden, immerhin aber ist die Zahl der Aerzte, Staats- und Stadtbeamten, sogar Advokaten, Angestellten in Geschäftsbureaux u. s. w. eine beträchtliche. In den letzteren werden die Frauen sogar vielfach vorgezogen, weil sie ihrem Beruf mit größerer Pflichttreue nachkommen. Sie rauchen und trinken nicht, sie bringen ihre freie Zeit zu Hause in ihren Familien zu, leben regelmäßiger und einfacher als ihre männlichen Kollegen, alles Eigenschaften, welche in letzter Linie doch nur ihrem Berufe zugute kommen. Sie werden deshalb mit Vorliebe zu Telegraphisten, Kassiererinnen in Hotels und großen Geschäftshäusern, Verkäuferinnen u. s. w. gewählt. Aber auch als selbständige Geschäftstherinnen thun sich die Damen Chicagos hervor, ja das „Type writing“ mit der Schreibmaschine, welches in Chicago zu so großer Ausdehnung gelangt ist, wird ganz von ihnen beherrscht. Fast in jedem der großen, zehn bis zwanzig Stockwerke hohen und mehrere Hunderte von Bureauen enthaltenden Geschäftspalästen der Stadt befindet sich eine durchwegs von Damen geleitete „Type writing office“, und der Besucher Chicagos wird diese auch in jedem größeren Hotel finden. Dort, in den großen, oft mit Hunderten von Männern gefüllten Eingangshallen schlagen sie ihren Schreibtisch auf, und sie finden in der Regel mehr Arbeit, als sie bewältigen können. Bei dem nervösen Hasten und Jagen nach Geschäft und Erwerb, das der Stadt Chicago so eigentümlich ist, nehmen sich zahllose Menschen nicht die Zeit, ihre Briefe zu schreiben. Außerdem giebt es ja vielfach Dokumente abzuschreiben oder in mehreren Exemplaren anzufertigen, Verträge, Manuskripte und dergl. druckfertig herzustellen. Der Kunde setzt sich dazu ruhig neben den Type writer und diktiert der Dame seinen Brief oder Vertrag, den sie in stenographischer Schrift niederschrift. Dann zieht sie ihre Briefbogen in den Type writer und beginnt mit großer Fingerfertigkeit darauf zu klopfern wie auf einem Klavier. In erstaunlich kurzer Zeit folgen die bedruckten Seiten aufeinander, während der Auftraggeber die so gewonnene Zeit seinen Geschäften widmet und sich die fertigen Briefschaften, die er nur mehr durchzulesen und zu unterzeichnen hat, zu gelegener Stunde abholt.

Auch als Zeitungsredakteure und Reporter thun sich die Chicagoer Damen besonders hervor. Jedes einzelne der großen Tagesblätter zählt mehrere Damen zu Mitarbeitern. Als Interviewers, Musik- und Theaterkritiker und dergl. finden sie sogar mit Vorliebe Verwendung.

Wenn dieses Umsichgreifen weiblicher Arbeit in demselben Maße fortschreitet wie bisher, so wird man sich wahrhaftig fragen müssen, was denn mit der Zeit aus den Männern werden soll? Ich sah einmal im Pariser Théâtre des Nouveautés ein ungemein komisches Stück, in welchem die Frauen die Rollen der Männer, die letzteren jene der Frauen übernommen hatten. Die Frauen bewarben sich um die Männer, jagten, ritten bei Wettrennen, waren Offiziere, Rutscher, Hausdiener. Die Männer aber kochten, strickten, stülpften Strümpfe, spielten Annen und Kinderwärter. Es war zum Lacheln. Als ich in Chicago die Stellungen sah, welche Frauen im öffentlichen Leben einnehmen, kam mir dieses Theaterstück wieder in den Sinn, aber es war mir dabei nicht lächerlich zu Mute. Ich kam dort mit Familien in Berührung, wo die Frau thatsächlich tagsüber in ihrem Bureau weilte und dem Gatten den Gang zum Markte, das Kochen und Abwarten der Kinder überließ. In mehreren Fällen waren die Männer gerade durch Frauen aus ihren Stellungen gedrängt worden und machten sich dann auf solche Weise in ihrem eigenen Hauswesen nützlich. Aber auch sonst ist es ziemlich allgemein, daß der Mann einen Teil der weiblichen Hausarbeiten auf sich nimmt.

(Schluß folgt.)

Werner von Siemens †.

Nachdruck verboten.

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des Dampfes: die Dampfmaschine und die Lokomotive, die epochemachenden Erfindungen James Watts und Robert Stephens hatten unserer Zeit ihr charakteristisches Gepräge gegeben. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts ist eine neue, gewaltigere Kraft erschienen, die schon jetzt die größte Veränderung in den Daseinsbedingungen der Menschen hervorruft und allem Anschein nach, wie keine andere Kraftquelle der Erde, in den nächsten Jahrzehnten die materielle Lage des Menschengeschlechtes von Grund aus umgestalten wird: die Elektrizität!

Diese Naturkraft gewekt und den Menschen dienstbar gemacht zu haben, ist das unsterbliche Verdienst unseres berühmten Landmannes, des vor kurzem verstorbenen Werner Siemens. Dem bahnbrechenden Genie dieses „Fürsten der Technik“ verdanken wir den elektrischen Telegraphen, die Dynamomaschine, das elektrische Licht, die Kabel der Tiefsee, die elektrischen Hoch- und Untergrundbahnen, Wasserstandszeiger und Distanzmesser, die Kabeldampfer des Ozeans, die selbstthätigen Zeiger-, Typendruck- und Schreibtelegraphen und tausend andere Erfindungen auf dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaften, deren praktische Ausgestaltung eines der Fundamente der modernen Kultur geworden ist.

Und wie ist Werner Siemens zu diesem Namen, diesen Erfolgen, diesem Ruhme gelangt? Ein self made man in des Wortes stolze Bedeutung, hat er in unermüdlicher Arbeit, allein auf seine eigene Kraft vertrauend, seinen hohen Zielen zugestrebt. Er besaß keine wissenschaftliche, noch überhaupt planmäßige Vorbildung, aber sein erstaunlicher Fleiß, seine unbegrenzte Energie und Willenskraft und seine reiche geistige Begabung haben ihn weit über alles schulmäßige Wissen emporgehoben. Kein zünftiger Gelehrter, hat er doch die exaktesten physikalischen Forschungen gemacht, die bedeutungsvollen wissenschaftlichen Arbeiten geliefert, die alsdann die Grundlagen seiner zahlreichen praktischen Erfindungen geworden sind.

Seine Wiege stand zu Lentze in Hannover, wo sein Vater als ein wohlgeachteter, aber in bescheidenen Verhältnissen lebender, nur an Kindern reicher Gutspächter lebte. Werner, als ältester Sohn am 13. Dezember 1816 geboren, besuchte die Katharinen-Schule in Lübeck und wurde alsdann für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat Ostern 1834 als Freiwilliger in Magdeburg bei der Artillerie ein, avancierte 1838 zum Sekondeleutnant und kam als solcher 1844 zur Artillerie-Verkauf nach Berlin. Fünf Jahre später nahm er seinen Abschied, nachdem er zuvor — am 12. Oktober 1847 — gemeinschaftlich mit dem Mechaniker Halske, den er in der neuen Berliner „Physikalischen Gesellschaft“ kennen gelernt, mit dem von einem Verwandten geliehenen Betriebskapital von 6000 Thalern die erste Telegraphenanstalt begründet hatte.

Mit diesem wichtigen Moment begann seine große weltumfassende Thätigkeit. Die Firma „Siemens u. Halske“, aus welcher Johann Georg Halske im Jahre 1867 wieder ausschied, nahm rasch einen riesigen Aufschwung, errichtete bald in allen Weltstädten ihre Filialen und umspannte nach und nach den ganzen Erdball mit ihren Drähten. Als Werner Siemens am 6. Dezember vorigen Jahres in seiner Villa zu Charlottenburg die Augen schloß, da trauerte um ihn die gesamte civilisierte Welt.

Im Jahre 1860 hatte ihn die Berliner Universität zum Ehren doktor ernannt, 1874 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden. 1886 begründete er anlässlich seines 70. Geburtstages die physikalisch-technische Reichsanstalt, für deren Unterhaltung er dem Reiche eine halbe Million Mark überwies. Nach der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs, der für die wissenschaftlichen Bestrebungen des großen Erfinders stets das regste Interesse zeigte, wurde er geadelt, nebenbei bemerkt ohne die übliche Vorfrage, sodas er seine Mobilisierung zu seiner Ueberraschung erst durch die Zeitungen erfuhr. Und sechs Jahrzehnte vorher war er zu Fuße, das Känzlel auf dem Rücken, zum erstenmale nach Berlin gekommen und hier in der Knopfmacherherberge abgestiegen! Mit einer Handvoll Arbeiter hatte er vor 45 Jahren in einem bescheidenen Hinterhause der Schönebergerstraße Nr. 18 die erste kleine Fabrik begründet, und heute beschäftigen seine Werketablissemens in Berlin, Charlottenburg, Petersburg, Wien u. s. w. viele Tausende von Arbeitern, denen allen er sich stets als ein humaner Vorge-setzter erwies, dem das Wohl seiner Untergebenen wahrhaft am Herzen lag. Er ließ alle Angestellten der Firma nach Maßgabe ihrer Leistungen am Gewinne mitgenießen und errichtete Witwen- und Waisen-, sowie Alters- und Invaliditäts-Pensionskassen, an denen sämtliche Angestellte vom ersten Beamten bis zum letzten Lohnarbeiter beteiligt wurden. Das Andenken des großen Mannes, seine hohen Verdienste um Technik und Wissenschaft, nicht minder aber die edlen Eigenschaften seines Charakters und seine thatkräftige Mitwirkung bei so vielen Humanitätsbestrebungen werden unvergessen bleiben für alle Zeiten!

Gustav Dahms.

Internationale Frauenbilder.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

5. Sappho.

Sie lehte aus meiner Galerie interessanter selbständiger Frauen und Mädchen: ich lernte sie bei unserer gemeinsamen Freundin, der Bildhauerin kennen; sie machte unter all den lebensfrischen Mädchen den Eindruck einer tragischen Muse in ihrer düstern, vornehmen Anmut.

Sie war nicht gerade schön, aber ihr Antlitz sprach zum Herzen: wer es einmal gesehen, vergaß es so leicht nicht wieder. Der Farbe ihrer Augen erinnere ich nicht mehr, wohl aber des Blickes — des tiefen, ewig in der Ferne suchenden. Sappho war ihr „nom de guerre“. Sie schriftstellerte nämlich damals, so nebenbei. Eigentlich war sie Sprachlehrerin und eine Philosophin ersten Ranges, die sich ausschließlich mit abstraktem Denken befaßte. Sie sollte einer echt deutschen, heruntergekommenen alten Familie entstammen und früh in die Welt hinausgestoßen worden sein. Es gab niemanden, dem ihr Schicksal Sorge oder Freude gemacht, wenn nicht ein paar Freundinnen und einem Freunde, den sie zufällig in einer Familie kennen gelernt. Er war einige Jahre jünger als sie, frisch von der Universität gekommen, begabt, schön, unsterk, mit modernem Pessimismus getränkt und einem Herzen auf der Jagd nach einer ersten Liebe: ein hochaufgeschossener bleicher Bursche, mit geistvollen Zügen, sehr kurzschichtigen Augen, einer goldenen Brille, die nach Gelehrsamkeit roch, und einem abscheulichen kleinen, niedrigen Schülerhut, der gar nicht zu ihm paßte.

Als Sappho ihn zum erstenmal im Atelier der Bildhauerin präsentierte, wo sich allwöchentlich ein paar „Ausgewählte“ von der Kunst versammelten, lachte man diesen großen, ungelentigen Jungen, der ihr in seiner natürlichen Schüchternheit auf Schritt und Tritt wie ein armer, frierender Windhund nachschlich, gehörig aus. „Laßt ihn mir in Ruhe!“ sagte Sappho. „Er ist der einzige Mensch auf Erden, dem ich notwendig geworden. Ich werde einen Mann aus ihm machen.“

Sie begann seine Erziehung damit, daß sie ihm den Schülerhut ab- und etwas Selbstvertrauen angewöhnte: das wirkte so vorteilhaft auf seinen äußeren Menschen, daß man im Atelier der Bildhauerin nach und nach aufhörte, über ihn zu lachen und ihm schließlich einen Platz unter den „Ausgewählten“ einräumte.

Dann unternahm sie gemeinsame Arbeiten: sie übersetzten aus dem Englischen, schrieben moral-philosophische Artikel für Sonntagsbeilagen und legten sich in ihren Mußestunden auf das Studium der alten Griechen und Römer. Er war in allen wissenschaftlichen Dingen gewaltig pedantisch und gründlich; mit ihr — im Gegenteil — ging der Pegasus beständig durch; aus diesem Verhältnis entsprang eine Art von geistiger Ergänzung für beide Teile. Sie behandelte ihn mit einem Gemisch von mütterlicher Zärtlichkeit und kameradschaftlicher Ungezogenheit; er betete sie an. Seine dürftige Lage verdoppelte ihre Thätigkeit; ihr tapferes Ringen brachte ihn auf den guten Gedanken, daß er, wenn er Geld verdiente, ihr das Leben erleichtern könnte. Vor allen Dingen wollte er nicht mehr leiden, daß sie bis spät in die Nacht ihren Kopf und ihre Augen anstrengte, bei schlecht honorierten Uebersetzungen oder Dden, die, wenn sie wirklich mal abgedruckt wurden, fogut wie nichts einbrachten: es war schon schlimm genug, daß sie, eher zart als robust von Gesundheit, den Tag über von Haus zu Haus lief, bei Wind und Wetter, um Sprachstunden für einen Monatsgehalt von dreißig bis vierzig Mark zu erteilen.

Er legte sich, ihrem Räte folgend, auf den Journalismus und war ungeheuer stolz auf die ersten zehn Mark Honorar für eine Theater-Rezension, die er sofort in einer Kunstgärtnerei anlegte. Sappho liebte Blumen leidenschaftlich und gönnte sich in den schwersten Zeiten selbst jeden Sonnabend ein Straußchen, das die Woche über vorhalten mußte.

Nun regneten ihr blühende Rosen- und Nelkentöpfe förmlich ins Haus. Sie freute sich gewaltig und dachte gerührt, daß der gute Junge seine paar Groschen doch nützlicher anwenden könnte; aber den Mut, es ihm zu sagen, fand sie nicht. Vielmehr schmückte sie sich nun täglich mit einer frischen Blüte von ihrem Blumentisch, eigenhändig von ihm hergestellt, und er fand das wunderhübsch zu ihrem schlichten, schwarzen Kleid: sie hatte nämlich die Marotte, nur Schwarz zu tragen.

Eines Tages kam er mit einer schönen Menigheit zu ungewohnter Stunde zu seiner Freundin und traf — den Exekutor bei ihr. Der Mann wollte die rückständigen Steuern einziehen; aber die arme Sappho hatte, infolge eines verspäteten Stundenhonorars, nichts als ein abgeschneertes, leeres Portemonnaie in der Tasche. Der Mann des Gefehes wollte irgend etwas von ihrem Eigentum in Beschlag nehmen. Er hätte indes nichts gefunden, als Bücher und Schreibzeug, die er nicht nehmen durfte, weil sie ihr Handwerkszeug vorstellten, wenn nicht der Blumentisch mit seinen äppigen Topfgewächsen dagesewesen wäre.

Ob der ihr gehörte, fragte der Gerichtsvollzieher nicht ohne Teilnahme, als er sie bleich und düster, den Blick starr ins Leere gerichtet, an dem lauwarmer Ofen stehen sah.

„Freilich!“ sagte der junge Mann, der gerade recht auf dem Schauplatz erschien. „Man bekommt bekanntlich Blumen geschenkt, wenn man seinen Geburtstag hat. Wie hoch beläuft sich die rückständige Steuer?“

„Fünfzehn Mark fünfundsiebzig Pfennig.“

„Warten Sie einen Augenblick! Ich habe mein Portemonnaie zu Hause liegen lassen. Das Fräulein wird mich hoffentlich mit diesem Beweis ihres Vertrauens beehren — da sie Mitarbeiterin eines von mir redigierten Blattes ist.“ Das war nämlich die große Menigheit gewesen, die ihr mitzuteilen er die ganze Nacht keine Ruhe gehabt. Jetzt stockte sie ihm auf den Lippen.

Zwanzig Minuten später war er wieder da, rot, zitternd in freudiger Bewegung. Der Exekutor bekam sein Geld und — das Leihamt war um eine silberne Taschenuhr bereichert. „Liebe Freundin!“ sagte er und wagte ihre Hände zu fassen, so glücklich war er, daß er ihren Beschützer hatte spielen können.

Sie schaute auf seine leere Westentasche, aus der sonst eine hübsche silberne Kette zu hängen pflegte, dann in seine Augen, und die ihren füllten sich mit Thränen. „My boy — my dear boy!“ sagte sie, wie sie ihn sonst nur im Scherz nannte.

Er würgte seine Rührung tapfer herunter und stellte sich ihr glücklich vor als frisch gebadener Redakteur mit einem vorläufigen Gehalt von 150 Mark monatlich. Nun hätte alle Not ein Ende, kein Exekutor dürfe je wieder diesen heiligen Raum entweihen, ihre mühseligen Unterrichtsstunden müßte sie

das jeder junge Mann einmal in seinem Leben in einem Weibe erblickt: wäre es erreicht, so stürzte es rettungslos zusammen. Ich sehe das alles kommen; noch mehr: er wird einst mit einer anderen glücklich werden, die nicht sein Ideal ist!“

„Und du?“ fragte die Bildhauerin.
Ein Lächeln, wie ein sengender Blitz zuckte über Sapphos Antlitz. „Ja — siehst du, es wäre so hübsch leicht und poetisch obenein, wenn ich es machte, wie meine selbige Namensschwester zu Lesbos; aber — weiß der Himmel — etwas in mir sträubt sich dagegen: es bliebe doch immer ein feiges Streifen! Ich könnte mich am Ende irgendwo im Leben nützlich machen: es giebt Leute, die noch übler daran sind als ich. Wir werden leben! Addio, Liebste! Arbeite weiter; ich — will es auch! Die Götter bewahren dich vor einer unglücklichen Liebe und — dem Exekutor!“

Wie öde sah es jetzt aus in Sapphos Stübchen, wie leer in ihrer Seele! Keine Blumen mehr, keine süßen Träume. Wenn sie des Abends heimkam von ihren Stunden, allein, verlassen und verloren in dem Lärm der Großstadt, wollte ihr das Herz brechen vor Schmerz und Sehnsucht; aber sie drückte die Hand darauf: du mußt aushalten!

Dann flüchtete sie sich in die Einsamkeit ihrer vier Wände — zu ihrer treuesten Freundin, der Arbeit! Vor ihrem Schreibtisch, auf dem die Lampe mit der grünen Glocke stand, hörte die Verlassenheit auf. Ihre Gedanken nahmen Form an, Geist und Leben: sie schufen eine neue Welt, verklärt von einer großen Sonne der Liebe, die nie unterging und keine Schatten warf.

Sie schrieb wieder Oden — großartige, wunderschöne; aber ach! die Leute wollten nichts von ihnen wissen: sie hatten kein Verständnis für ein Gefühl, daß sich aufthat wie ein Krater und Feuer und Schwefel warf. Dennoch erfüllten sie ihren Zweck, diese Oden! Sie bereiteten die Seele der Verfasserin von aller Sehnsucht und allem Groll.

Auch noch etwas anderes kam ihr zu Hilfe. Ihre Freundin, gerade im Begriff, ein erstes großes Meisterwerk zu vollenden, wollte vor Thoreschluß zusammenbrechen: Sappho pflegte sie und sorgte für sie wie eine Mutter — getrostet in ihrem Innern, daß sie wieder jemandem notwendig war.

Eines Tages, anfangs März, als schon der Frühling sich in der Luft regte, wäre sie in der Eile bald zusammen getroffen auf dem Bürgersteig mit einem Herrn, der lebhaft auf eine junge, mit prahlerischer Eleganz gekleidete Dame einsprach.

Er verstummte plötzlich, erblickte und zog den Hut. Sappho ging vorbei, als ob das nicht ihr gegolten; dennoch hatte sie ihn erkannt, und bitter stieg es ihr zu Herzen: vor kaum zwei Monaten hatte er ihr zu Füßen gelegen — geschworen, daß sein Dasein gebrochen, daß er ohne sie nicht leben könnte. Und nun? Sie, der das Opfer der Entfugung in der That ans Leben gegangen war, sie schleppte sich mühsam ihre einsamen Wege, und er — hatte Erjah gefunden in der hübschen, reichen, nichtsagenden Tochter eines Bankiers.

Diese Nacht stand sie der Freundin bei in ihrem Todeskampfe. Sie weinte keine einzige Thräne. Als sie ein großes Tuch über die Entseelte deckte, sagte sie: „Schlafe wohl!“

Am Tage der Beerdigung der Bildhauerin fanden sich ihre sämtlichen Freunde und Kolleginnen, nebst vielen anderen, die sie gekannt und verehrt hatten, in dem großen Atelier ein, wo sie unter Blumen und Lichtern aufgebahrt stand: nur Sappho kam nicht. Auf dem Sargdeckel lag ein Lorbeerkranz mit weißen Rosen: niemand wußte, wer ihn gebracht.

Auf dem Friedhof schloß sich die Erde über ihrer besten Freundin: Sappho sah es nicht — sie war nicht da.

Wir legten unsere Kränze auf den Grabhügel nieder und warteten — Sappho blieb aus.

Da machte ich mich mit ein paar Bekannten auf nach ihrer Wohnung. Ihre Hauswirthin that überrascht. Sie wußte nichts von ihr! Heute früh wäre sie ausgegangen wie gewöhnlich zu ihren Unterrichtsstunden. Gestern abend hätte sie im voraus allerdings die Miete geregelt: das fielen ihr jetzt erst auf.

Sapphos Zimmer stand offen. Auf dem Fußboden lagen zerstreut grüne Lorbeerblätter und welke, weiße Rosen — sonst befand sich alles in der größten Ordnung. Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Zeitungsblatt. Mein erster Blick fiel auf die Verlobungsanzeige ihres ehemaligen Freundes mit Fräulein Rosa, der einzigen Tochter des Bankiers Soundso — mein zweiter auf den Zeitungsrand, wo mit Bleistift von Sapphos Hand gekritzelt die berühmten Worte Rabelais standen: „Je m'en vais chercher un grand peut-être!“

Wir schauten einander stumm in die Augen: jedes schenkte sich auszusprechen, was es dachte. Wir gingen fort, als ob wir eine zweite Leiche bestattet hätten.

Dieser Tag war einer jener trauervollen, wo der Mensch sich am Abgrund eines großen, toten Schweigens fühlt mit dem leeren Bewußtsein, daß das ganze Leben sich nicht der Mühe lohnt und der Endzweck aller Dinge das Nichts ist.

Aber er ging vorüber — er klang versöhnlicher aus, als ich gehofft. Gegen Abend brachte mir ein Dienstmann den folgenden Brief:

„Du, die Einzige, die noch manchmal an mich denken wirst — du sollst dich nicht beunruhigen um mich. Ich stürze mich nicht in den Tod, sondern in die Arbeit! Ich bin von einem Bevollmächtigten des deutschen Konsulats in Shangai als Diakonissin angeworben. Dort giebt es etwas zu thun für mich: sei ohne Sorge! Lebwohl, mein Vaterland — und du! Nicht mehr und nie wieder

Sappho.“



Werner von Siemens †.

aufgeben, sie würden sich wie zwei echte Mäusenkinder hinfort nur litterarisch bethätigen.

Er rebete so lange, bis sie lächelte und zu allem ja sagte. Dann ging er auf seine Redaktion, stolz, großartig wie ein sieggekronter König.

Einige Zeit darauf kam Sappho zu ihrer Busenfreundin, der Bildhauerin; in dem Knopfloch ihres schwarzen Kleides prangte eine dunkelrote Nelke: „Hast du eine halbe Stunde Zeit, meine Verzweiflung anzuhören?“

„Gewiß.“ Aber die andere stuzte vor dem wilden, fieberhaften Blick der Freundin, die sich auf einen Tritt in den dicken Marmorflaub setzte und die Hände im Schoß faltete: „Du! Er will mich heiraten.“

Die Bildhauerin senkte; sie hatte die Katastrophe kommen sehen.

„Er ist ein prächtiger Bursch,“ fuhr Sappho erregt fort, „aber heiraten? Sage, darf ich?“

„Es käme darauf an, wie es mit deinem Herzen steht.“

„O das — möchte ich lieber aus dem Spiel lassen, denn — weißt du — ich glaube — ich bin überzeugt, daß ich ihn genug liebe, um für ihn sterben zu können, wie viel mehr thäte ich ihm den Gefallen, seine Frau zu werden und ihn glücklich zu machen! Aber der Verstand warnt: thue es nicht, es wäre sein Unglück!“

„Weil du älter bist als er?“

„Ach! Was machen ein paar Jahre mehr oder weniger, wenn man liebt? Nein. Wäre ich nur gesund und kräftig, noch nicht so klein und mürbe gemacht von dem Glend des Lebens, hätte ich noch vor mir zehn Jahre einer frischen Arbeitskraft, könnte ich vor allen Dingen an die Dauer seiner Liebe glauben! Aber bedenke — alternd, traurig, kränklich wie ich bin, würde ich ihm eine Last werden, die mit sich zu schleppen ihn hinderte, weiter zu kommen in seiner Laufbahn. Seine Liebe würde sich bald in Mitleid verwandeln, sein Mitleid in Dulden und Ertragen. Gewiß, er liebt mich — doch nur wie sein Ideal,



Frühmesse. Gemälde von R. Mercade.

Photographierlag von B. Schiefinger (S. Laurent u. Cie.) Madrid.

Aerzliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Tischgetränke.

Der Stoffwechsel des Körpers bedingt einen fortwährenden Verlust an Wasser, das durch Nieren und Darm, durch Haut und Lungen den Körper verläßt. Für dieses ausgeglichene Wasser müssen wir Ersatz schaffen, dadurch, daß wir dem Körper Flüssigkeit zuführen. Denn das Wasser ist nicht nur ein Hauptbestandteil des Körpers, von dem es etwa 60 Prozent ausmacht, es vermittelt auch die chemische Umsetzung und die Zufuhr der Nahrungstoffe zu den Geweben. Es ist zweifellos, daß wir längere Zeit ohne feste Nahrung als ohne flüssige zu leben imstande sind. Verarmt der Körper an Wasser, so empfinden wir das Gefühl des Durstes; es macht sich im Munde und im Schlunde ein Gefühl der Trockenheit geltend, das uns daran mahnt, die veräumte Flüssigkeitszufuhr nachzuholen.

Nun führen wir ja wohl mit jeder Speise dem Körper Wasser zu, allein nicht in genügender Menge, um der Getränke ganz entraten zu können. Wenn wir Durst haben, so ist entschieden das beste Mittel, um diesen Reiz abzustumpfen, das Wasser, von dem schon der alte Philosoph mit Recht die Behauptung aufstellte: „Wasser ist das Beste.“ Freilich nur wirklich reines und gutes Wasser!

Als neulich einmal ein Berliner Droschkenkutscher mich konjulierte, dessen gedunnenem Gesicht man die Vorliebe für geistige Getränke auf den ersten Blick ansah, warnte ich ihn vor dem Genuß des Alkohols. „Ja, aber was soll ich denn trinken?“ meinte der biedere Rosellenker. — „Wasser, mein Lieber.“ — „Aber die Zeitungen schreiben ja, daß man davon die Cholera kriegt.“ Der Mann hatte in gewissem Sinne recht! Wasser ist, wie wohl alle Leserinnen wissen, ein Nährboden für manche Krankheitserreger, besonders die der Cholera und des Typhus, und es dürfte zumal im Sommer zweckmäßig sein, unser Trinkwasser auch in epidemiefreien Zeiten abzukochen.

Gutes Trinkwasser soll geruch- und geschmacklos, es soll klar sein und angenehm kühlend schmecken. Wo diese Anforderungen nicht erfüllt sind — und es giebt leider genug Orte, wo diese Bedingungen nicht zutreffend sind — dort thut man gut, sich an ein Mineralwasser zu halten. Ich nenne Selters, Gießhübler, Harzer Sauerbrunnen u. a., die als Tischgetränke Empfehlung verdienen. Auch Sodawasser hat seine Vorzüge, allein ein zu reichlicher Genuß des kohlensäurehaltigen Wassers hat eine schädliche Wirkung, indem die sich ausdehnende Kohlenäure den Magen aufbläht und die Magenschleimhaut reizt, von anderen schädlichen Wirkungen der Kohlenäure auf das Gehirn und die Nerven zu schweigen. Säuerliche Getränke, ebenso Zuckerwasser haben den Nachteil, daß sie leicht Sodbrennen im Magen hervorrufen.

Gute und vielbeliebte Tischgetränke sind Bier und leichte Weine. Das Bier darf nicht zu alkoholreich sein, und nicht zu viel Kohlenäure enthalten. In geringer Menge wirken beide Stoffe angenehm und nützlich, indem sie die Magenthätigkeit anregen. Enthält es, wie das bei dem Ausschank desselben durch Kohlenäuredruck-Apparate leider häufig der Fall ist, zuviel Kohlenäure, so wirkt es in derselben Weise wie das oben erwähnte Sodawasser. Am meisten empfehlen sich daher gute Winterbiere und nicht zu starke Lagerbiere. Zu altes Lagerbier enthält meist zu viel Hopfen; ebensowenig sind die zu malzreichen Bockbiere, oder die zu viel (3 bis 5 Prozent) Alkohol enthaltenden englischen Biere als Tischgetränke zu empfehlen. Zu junge Biere erregen leicht Magenkatarrhe, Sodbrennen und ähnliche Beschwerden, da sie die Reizung haben, in saure Gärung überzugehen. Von Wichtigkeit ist natürlich auch die Zusammenfassung des Mahls auf die Wahl des Tischgetränks. Bei mageren Fleischspeisen ist das Bier zuträglicher als bei stark fetthaltigen Dingen, da hier ein weniger kräftiger Magen leicht zu Gärungen neigt. Ein vorzügliches Getränk ist Bier etwa zwei Stunden nach einer tüchtigen Mahlzeit, und ganz besonders ist ein Gläschen davon nach dem Abendessen zu empfehlen, da es auf das Nervensystem beruhigend und schlafmachend wirkt.

Der Wein ist ein allgemein verbreitetes Tafelgetränk der wohlhabenderen Klassen. Die Frage: „Weiß oder Rot?“, die von den Tischnachbarn an die Leserinnen gewiß schon häufig gerichtet wurde, möchte ich vom ärztlichen Standpunkt aus einmal erörtern. Ein guter Tischwein soll, abgesehen davon, daß er den Speisebrei verdünnen hilft, durch einen geringen Gehalt an Alkohol erregend auf das Nervensystem und besonders auf die Magenschleimhaut einwirken, zugleich aber durch einen milden Säuregehalt die Verdauung der Speisen fördern helfen. Diesen Zweck erfüllt ein guter Weißwein eher als der tannin-haltige Rotwein, da das Tannin (die Gerbsäure) hemmend auf die Verdauung einwirkt. Nun soll ja ein guter Rotwein nicht zu gerbsäurehaltig sein, aber sie ist doch vorhanden, somit im allgemeinen weniger zu empfehlen. Im einzelnen kommt es freilich auch hierbei viel auf Gewohnheit und individuellen Geschmack an; dem einen bekommt der weiße, dem andern der rote Wein besser. Jedenfalls aber soll ein Tischwein nicht zu schwer sein, er soll nicht über 9 bis 10 Prozent Alkohol besitzen, nicht zu rauh und sauer, kein sogenannter „Nachspüger“ sein, er soll rein, gut gehalten und gelagert und nicht zu jung sein. Die zu starken Weine haben den Nachteil, daß die übergroße Alkoholmenge hemmend auf die Verdauung einwirkt. — Von den Etern wird an den Arzt sehr häufig die Frage gerichtet, ob Kinder Wein oder Bier zu Tisch bekommen sollen. Für gesunde, kräftige Kinder möchte ich das entschieden verneinen. Für Kinder bis etwa zum 15. Lebensjahre halte ich Alkoholika für durchaus unnütz, ja schädlich. Etwas anderes ist es mit schwächlichen, blutarmen Kindern, denen ein mäßiger Genuß eines süßen Weines, aber nicht als Tischgetränk, häufig gute Dienste leistet.

Eine wichtige Frage ist die nach der Quantität des Tischgetränks, da gerade hierin am meisten gesündigt wird. „Man trinke, wenn man Durst hat, aber nur in kleinen Mengen!“ das ist eine goldene Regel, die jeder sich vor Augen halten soll. Bei der Mahlzeit ist ein Viertelliter Bier oder Wein am zuträglichsten, da eine größere Menge einmal den Magen fast zu sehr verdrängt, so daß er an verdauender Kraft verliert, andererseits auch leicht zu Magenäure, Gasbildung und Magenkatarrhen Veranlassung giebt.

Zum Schluß will ich noch auf einen allgemein wichtigen

Punkt hinweisen: die Temperatur der Tischgetränke. Die Magenverdauung geschieht am besten bei Bluttemperatur, d. h. bei 38° C. Nun liegt es auf der Hand, daß die Zufuhr erheblich abweichend temperierter Speisen und Getränke den Verdauungsprozess stark beeinträchtigt. Außerdem aber reizen extrem hohe und niedrige Temperaturen die Magenschleimhaut und geben leicht Veranlassung zu Katarrhen. Die Hausfrau vergegenwärtige sich also, daß Speisen am besten eine Temperatur von 25 bis 28° R. haben. Bei Getränken empfehlen sich folgende Zahlen — für Trinkwasser: 10° R., für Bier: nicht weniger als 12° R. Dasselbe gilt von leichtem Wein. Während starke Weißweine bis auf 8° gekühlt sein dürfen, besitzen Rotweine dagegen am besten eine Temperatur von 15° R.

Karneval-Moden.

Nachdruck verboten.

Leustig schwingt Prinz Karneval wieder sein Scepter, und Masken- und Kostümfeste sind jetzt in vollem Schwange. So recht eigentlich liegt die Verkleidung unserem ersten deutschen Charakter fern, immerhin haben aber unsere Frauen genug Elasticität, um auch einen nur geborgten Charakter allenfalls mit Geschick durchzuführen zu können, besonders wenn sie das Glück haben — wenigstens für diese Eventualität muß es ein solches genannt werden — eine kleine Portion Dreistigkeit und Degamiertheit zu besitzen.

Für Kostümfeste, bei denen die Teilnehmer ohne Maske erscheinen, empfehlen sich vorzugsweise die unzähligen Nationalkostüme, die ja in jeder nach seinem Geschmack und seinen Mitteln auswahlen kann; für Maskenbälle dagegen sind die Charakterkostüme geeigneter, denn hier soll lauterer Luft herrschen, und die Maske erleichtert in etwas wenigstens das Ausdrucksvermögen, das für die meisten Menschen, wenn sie einmal in den Rahmen eines richtigen Faschingsfestes hineinpassen sollen, nötig ist. Denn Haltung und Bewegung müssen der gewählten Maske angepaßt werden, wenn diese nicht grotesk wirken soll. Wer nicht auch seinem Benehmen die entsprechende Maske anlegen kann, amüsiere sich lieber als Zuschauer!

Selbstverständlich zeigen sich auch in den Maskenkostümen die Tendenzen der Mode und der Zeit überhaupt verflochten, ja sie treten hier sogar meist etwas übertrieben auf. Das neueste Kostüm nennt sich demgemäß: „Fin de siècle“; es besteht aus einem Rock, dessen oberer Teil aus spitzgestellten Rhomboiden von schwarzem Sammet zusammengefügt ist, die ihrerseits mit bunten Steinen in facettierter Silberfassung besetzt sind, sodaß sie bei jeder Bewegung leuchten und flimmern. In den offenen Zwischenräumen werden orangefarbene merveilles-Puffen sichtbar. Dieser kurze Rock ist am unteren Rande mit einem Sammetbande bordiert, auf dem eine Goldfranze aus gepönnener Kantille schillert. Darunter wird, nur um wenig länger, ein gelber merveilles-Rock sichtbar, der mit Zobelpelz umrandert ist. Dieser Rock darf nur wenig über das Knie herabfallen und ist innen ganz und gar mit schwarzem, plissiertem Tüll unterlegt, der unten in einer gestülpten Spitze endet. Darunter wird ein orangefarbene gepufftes merveilles-Beinkleid getragen, das dicht unter dem Knie zusammengeknöpft ist. Bis dahin reichen sehr feststehende, schwarzseidene Strümpfe, die um den Knöchel von einer starken, goldenen Armbrette gehalten und unten von schwarzen Lackschuhen mit gelben Atlas-Hasen und Schleißen umschlossen sind. Die tiefausgeschnittene, blauenartige Taille besteht aus schwarzem Sammet und ist rings um den oberen Ausschnitt mit Zobelpelz besetzt. Die oben sehr weit baushigen Ärmel aus merveilles schließen fest um das Handgelenk, sodaß lange, schwarze Handschuhe darüber gestreift werden können. Die Taille selber ist wie der Rock mit reichem Steinbesatz bedeckt. Als Kopfbedeckung dient eine Jockeymütze aus schwarzem Sammet mit voller, gelbseidener Quaste. Ein Bandeau, mit Steinen besetzt, umzieht den Wägenrand. In der Hand wird dazu eine zierliche Reitgerte getragen. Das Kostüm sieht entzückend aus, wenn es von der richtigen Persönlichkeit getragen wird: eine schlanke Gestalt mit guten Formen ist die Hauptbedingung dazu.

Reizend ist ein reines Directoire-Kostüm für eine Dame, welche nicht gern in kurzen Röcken erscheint. Das Kleid besteht aus ponceau-roter schwerer Taille. Es hat einen vorn eng anliegenden glatten Rock, der hinten reich aufgeträufelt ist. Die Taille oder Casaque ist vorn so kurz, daß sie nicht bis in den Taillenschluß reicht, hier wird jedoch eine runde schwarze Sammetweste sichtbar, die mit zwei Reihen facettierter Silberknöpfe zusammengehalten wird. Die Casaque zeigt dagegen zwei Reihen großer, schwarzer Sammetknöpfe, von denen jedoch nur drei geschlossen sind; im übrigen ist die Vorderhülle zurückgeschlagen, sodaß auch hier die aufgeschlagene schwarze Sammetweste nochmals sichtbar wird. In der Mitte der Revers ruhen die reich mit Spitzen besetzten Enden einer Tüllkravatte, welche den Halsabschluss bildet. Auf der Casaque, die hinten in der Taille mit zwei großen Sammetknöpfen besetzt ist, wird ein aus drei Etagen bestehender kurzer Schultertrager aus schwarzem Sammet getragen und derartig arrangiert, daß er an den Ärmeln hinten festliegt, vorn jedoch nur bis an die Revers der Casaque reicht und dadurch große Pauletten auf den Ärmeln bildet. Diese sind ganz glatt, aber nicht eng und haben eine zurückgeschlagene Manschette mit schwarzen Sammetknöpfen. Die Kopfbedeckung besteht aus einem schwarzen Sammethut mit breitem, hochstehendem Vorderrande, an dem irgend eine kostbare Agraffe befestigt wird. Außen bilden zwei lange, rote Straußenfedern die Garnierung des Hutes. Ein langer, weißer Ebenbeinanzugstoff ist das Attribut und zeigt rote und schwarze Sammetstreifen an seinem Griff als Verzierung. Zu diesem Anzug gehören weißseidene Strümpfe und hohe Halbschuhe mit großen Bandschleifen und hohen Hasen. Das Haar muß dazu hinten in Locken ausfallen, welche bis auf die Schultern reichen.

Das Gegenstück dazu, anscheinend viel einfacher, ist doch für ein junges Mädchen sehr kleidlich. Wie hübsch steht dem jugendlichen Nacken das hochgestrichene, in leichtem Puff aufgesteckte Haar, an das sich das in langen Locken arrangierte Vorderhaar, zu beiden Seiten des Gesichtes herabfallend, anlegt! Das weiße gestickte Muffkleid besteht aus zwei Röcken. Der erste, bis zum Knöchel reichende ist breit mit Reliefstickerei verziert, der zweite, um so viel kürzer, als die Stickerei des ersten austrägt, ist durchweg gestickt und ringsum mit einer daumenbreiten Goldborte verziert. Vorn in der Mitte ist dieser Rock bis zur halben Höhe unter einer Rosette aus Goldborte und Spitzen aufgerafft. Die kurze, krause Taille ist oben ausgeföhnt, mit Goldborte umrandert und dicht unter der Brust mit einem vorn oben spitz auslaufenden roten Sammetgürtel, der unten und oben mit Goldborte umrandert ist, zusammengehalten. Die hochbaushigen kurzen Ärmel zeigen einen Abluß von Goldborte und weißer Spitze. Um den Kopf zieht sich eine Goldspange, an dem rechts ein Reiter in Goldhalter befestigt ist. Die Handschuhe sind zu diesem Anzuge schon ziemlich lang und enden wenig unter dem Ellenbogen. Der Fächer hat eine ganz gerade Form, die spitzen roten Seidenschuhe sind, mit Goldborte umrandert, über dem Spann festgehalten. Eine Perlenkette ruht um den Hals.

u. 3.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Das Frauenstudium ist an den Universitäten Deutschlands noch immer unterjagt. Es liegen dem Reichstag gegenwärtig Petitionen von mehr als 50 000 Frauen vor: der Verein „Frauenbildungsreform“ zu Weimar verlangt die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Studium der Medizin und Philosophie; der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“ (1252 Petitionen mit 54 766 Unterschriften) und Frau Mathilde Schäfer zu Leipzig (mit 252 Unterschriften) bitten, aus wohlberechtigten Gründen der Sittlichkeit, die Frauen wenigstens zum medizinischen Studium und zum ärztlichen Beruf zuzulassen. Ob diese (im ganzen 1264 verschiedenen) Petitionen Erfolg haben werden, ist leider mehr als zweifelhaft, und der beklagenswerte Mißstand, ihr Schamgefühl männlichen Trägern der Wissenschaft preisgeben zu müssen, dürfte den Frauen in Deutschland vorläufig wohl noch nicht erspart bleiben! Daß dieser — wie aus der erschrecklichen Zunahme der Frauenkrankheiten ersichtlich — immer dringender sich fühlbar machende Mißstand endlich beseitigt werden muß und daß er nur durch Schaffung weiblicher Frauen- und Kinderärzte beseitigt werden kann, das dürfte doch für verständige und vorurteilsfrei denkende Menschen nachgerade keinem Zweifel mehr unterliegen. — Wie lebhaft übrigens das Bedürfnis der Frauen ist, auch die akademische Laufbahn sich zu eröffnen, das zeigen die Hochschulen der Schweiz. Die schweizerischen Universitäten zählten im vergangenen Winter 3152 Zuhörer, darunter 432 weiblichen Geschlechtes. Die besuchtesten Universitäten waren Genf, Zürich und Bern, und zwar am besuchtesten von beiden Geschlechtern. Vorwiegend studierte das weibliche Geschlecht Philosophie (254 Studentinnen) und Medizin (170 Studentinnen); 8 Damen studierten Rechtswissenschaften. 219 Damen waren Ausländerinnen: 149 Russinnen, 23 Deutsche, 10 Bulgarrinnen u. s. w. Während die Bulgarrinnen Philosophie bevorzugten, studierten die russischen und deutschen Studentinnen zum weitaus größten Teile Medizin. — Die neubegründete medizinische Frauenschule in London zählt gegenwärtig 107 Studentinnen.

Das erste deutsche Mädchengymnasium. In Weimar wird Ostern d. J. ein Privatgymnasium für Mädchen eröffnet. Es bezweckt die vollständige Vorbildung junger Mädchen bis zum Gymnasialmaturitäts-Examen und zum Besuche der Universität. Das Institut ist vom Verein „Frauenbildungsreform“ begründet worden, der sich zum Ziele gesetzt hat, den Frauen die Zulassung zum Universitätsstudium in Deutschland zu erringen. Der Verein vertritt die Ansicht, daß gleiche Rechte auch gleiche Pflichten voraussetzen und daher die heute für die Knaben geforderte Vorbildung zum Hochschulbesuch mit absolut derselben Strenge auch für jene Mädchen zu fordern sei, welche studieren wollen.

e. Die Stenographie sichert den Frauen und Mädchen ein verhältnismäßig gutes Einkommen, und deshalb ist das Erlernen derselben dringend anzuraten. Unterrichtskurse für Anfänger finden in Berlin, Schinkelplatz 6, im Hörsaale der ehemaligen Bauakademie unter Leitung des Herrn L. Löpert, und zwar Dienstags und Freitags abends 8 Uhr statt. Der Beitrag beträgt für die Mitglieder des stenographischen Vereins 6 Mark; die Uebungskurse für Schnellschreiber finden unentgeltlich Donnerstags (abends von 8—9½ Uhr) ebenda statt.

f. Die Kunstschneiderei für Frauen, die unter Leitung der städtischen Lehrerin, Fräulein Amalie Reich, in Berlin steht, hat infolge des regen Besuches neuerdings eine Filiale (Berlin W., Leipzigerstr. 51) errichtet. Außer dem Kerbschnitt, der übrigens durch die künstlerische eigenartige Ornamentik hier wesentlich über die einfache Technik hinausgehoben wird, soll namentlich die leichte Technik der Ausgründung betrieben werden, welche in orientalischen und nordischen Stilarten sowohl an Möbeln als auch an Nippfachen am schönsten wirkt. Die Anstalt ist täglich von 10—6 Uhr geöffnet, und es können ganze und halbe Kurse, sowie einzelne Stunden belegt werden.

h. In der Handels- und Gewerbeschule für Frauen zu Stettin ist ein Vorbereitungskursus zum Zeichen- und Turnlehrerinnen-Examen eingerichtet worden, der am 1. April beginnt und sechs Monate dauert. Das Examen in beiden Fächern wird vor dem kgl. Provinzial-Schulkollegium in Berlin abgelegt und berechtigt zum Unterrichten an mehrklassigen Volks- und Mittelschulen und an höheren Mädchenschulen. Die eintretenden Schülerinnen müssen das 18. Lebensjahr erreicht und eine gute Schulbildung genossen haben. Der Kursus für Handarbeitslehrerinnen dauert ebenfalls sechs Monate, die Prüfung kann in Stettin abgelegt werden. — Der Eintritt in die anderen Unterrichtskurse (Puhsch, Schneiderei, Wäschezuschnitten und -Näherei, alle Techniken in Woll- und Seidenstickereien im modernen Stil, Nadelmalerei und Figurenstickerei, Handweberei in Baumwolle, Smyrna-Teppichweberei und -Knüpferei u. s. w.) kann monatlich erfolgen. Die Kurse sind so gelegt, daß Schülerinnen an drei verschiedenen Unterrichtsfächern zu gleicher Zeit teilnehmen können. Honorar 3—8 Mark monatlich. Von den Schülerinnen wird eine gründliche Elementarbildung und ein Alter von mindestens 15 Jahren verlangt. Auswärtigen Schülerinnen werden billige Pensionen von der Direktion nachgewiesen. — Anmeldungen nimmt die Vorsteherin Fräulein M. Lottig, Stettin, Frauenstr. 34, entgegen.

In Belgien ist der Telephondienst am 1. Januar d. J. verstaatlicht worden, sodaß die Beamtinnen, die bei ihrem Eintritt 14—25 Jahre zählen dürfen und ein Anfangsgehalt von 720 Franken beziehen, dort nunmehr pensionsberechtigt geworden sind. — Für die deutschen Telephonistinnen stellen sich die Aussichten jetzt insoweit etwas günstiger, als sie nach neunjähriger Dienstzeit pensionsberechtigt werden und alsdann ein Gehalt von 1500 Mark erhalten sollen.

Die Königin von England hat noch in ihrem hohen Alter das Studium des hindostanischen begonnen. Die Dezembernummer des „Strand Magazine“ enthält zwei Seiten aus dem Tagebuch der Königin im Faksimile (im hindostanischen und im Englischen).

Eine praktische Amerikanerin, Miss Henriette Mary Plumb, hat ein neues System zum Heizen von Eisenbahnwagen erfunden.

Im nordamerikanischen Staate Montana wurde im November vor. J. eine junge Dame, Miss Ella L. Knowles, zum „Attorney General“ (Oberstaatsanwalt) gewählt. Vor 28 Jahren im Staate New Hampshire geboren, eignete sich Fräulein Knowles daselbst in einer höheren Lehranstalt eine akademische Bildung an und erlernte sodann bei einer angesehenen Anwaltsfirma zu Manchester in New Hampshire das Rechtswesen. Nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten gelang es ihr im J. 1890 im Staate Montana als Advokatin zugelassen zu werden, und sie erwarb sich in Helena rasch eine bedeutende Kundschaft. Beim Kampf um die Oberstaatsanwaltschaft standen ihr zwei männliche Bewerber gegenüber. Sie schlug beide und wurde als erster Attorney General der Vereinigten Staaten für erwählt erklärt.

Im Staate Iowa (Amerika) wurde Mrs. Green zu Dubuque an derselben Kirche als Hilfspredigerin angestellt, an welcher ihr Gatte als Pfarrer thätig ist.

Totenschau. In Laufman starb die bekannte Botanikerin Fräulein Rosine Masson.

Gesellschaftstoiletten.

(Hierzu die Abbild. S. 33.)

Die in dieser Saison herrschende übergroße Vorliebe für Sammet changeant macht sich auch an der in Fig. 1 verbildlichten, für Theater oder Gesellschaftszwecke geeigneten Toilette bemerkbar, welche aus weichenfarbenen, mit rosa Seide durchschossenem Wollstoff gefertigt und in überaus geschmackvoller Weise mit in gleichen Farben changierendem Sammet garniert ist.

Fig. 2 zeigt ein für junge Damen bestimmtes Kostüm, das aus mattrosa brochiertem Seidenstoff, gleichfarbigem Surah und schwarzem Spitzenstoff zusammengestellt ist.

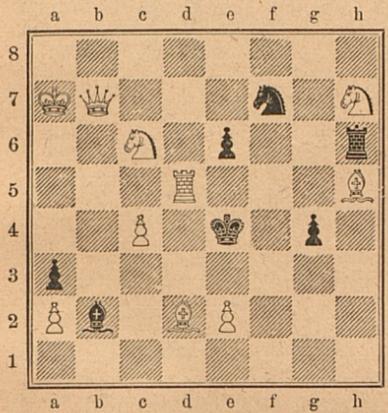
Bezugquelle: Paris, Mme. Gradoz, 52 rue de Provence.

Schach.

Aufgabe Nr. 323.

Von W. Gleave.

Erster Preis in einem der letzten englischen Problemtourniere. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Füllrätsels Seite 19.

Grid for the word puzzle with letters H, a, M, M, e, r, I, l, i, a, d, e, T, i, g, r, i, s, M, a, n, t, u, a, D, r, o, h, n, e, B, a, n, a, n, e.

Rätsel.

Man ist nur allzusehr bereit, Uns Böses anzudichten, Als lebten wir von saurem Stoff, Von giftigem gar — mit Nichten, Nur das ist wahr: der Sauerstoff Ist uns zum Leben nötig, Dir mehr ist zu sagen ich wohl gern Der Chemiker erbötig.

S. H. in Bern.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. Langjährige Abonnentin in Rustschut (Bulgarien). Nachstehend noch eine Anzahl passender Sprüche für Kaffeetischer, Servietten und Tischtücher.

Nichts geht über ein Kaffeetischchen — Fleißige Hände und fleißiges Mündchen!

Willkommen, liebe Gäste, Laßt's schmecken euch aufs beste!

Trink', was klar ist, Is', was gar ist, Neb', was wahr ist!

Frohe Gäst' — Dem Wirt ein Fest.

Ein freundlich Gesicht Das beste Gericht.

Kommt dir ins Haus ein lieber Gast, Wieb es so gut, wie du es hast.

Schmeck es dir, Mach's Freude mir.

So der Gast vergnügt, Es dem Wirt genügt.

Es stets am besten da mir schmeckt, Wo Liebe mir den Tisch gebet.

Ein guter Koch — Ein guter Arzt.

Man bringe mit — es liegt was drin — Nur Appetit und heitern Sinn.

Bei einem guten Mahl Vergißt man alle Herzensqual.

Frau v. H. in Mes. Gâteau à la St. George ist nach Jakob II. von England benannt worden, der diesen Namen (Chevalier de St. George) nach seiner Entthronung führte.

Verchiedenes. V. N. in Dresden. Der neubegründete „Frauen-Gewerbe-Verein“ in Leipzig-Reudnitz bezweckt die Förderung des materiellen Wohles seiner Mitglieder durch Stellenermittlung, Arbeitsnachweis, Unterrichtskurse in Fach- und Fortbildungsschulen, Hilfskassen u. s. w.

Ratgeber für Frauenerwerb.

Frage. Ich möchte Telephonistin werden. Welches sind die Ausnahmehinrichtungen? Wie hoch ist der Verdienst, und wann kann man eine Anstellung erhoffen? An wen richtet man das Gesuch, und wie muß die Anrede und Unterschrift lauten?

Ratloje in Merseburg. N. S.

Antwort. Ihr Gesuch ist in einfachen, allgemeinen Höflichkeitsformen an das „Kaiserliche Reichs-Postamt“ zu richten. Es muß das Zeugnis der ersten Klasse einer höheren Töchtertschule eingereicht werden. Wer über ein solches nicht mehr verfügt, muß sich einem Examen unterziehen. Außerdem ist ein ärztliches Attest, ein Führungszeugnis (von einem Ortsgeistlichen oder der Ortsbehörde ausgestellt) und der Taufschein nötig.

Frage. Bitte um Angabe irgend einer nutzbringenden Frauenarbeit in einer kleinen Stadt, wo Erwerbsgelegenheit den Frauen noch nicht gegeben ist.

Antwort. Wir wurden schon öfters darauf aufmerksam gemacht, daß die Kunstwäscherei in kleineren Städten, denen chemische Reinigungsanstalten noch fehlen, ein lohnender Frauenerwerb sei, zumal der Versand der Kleidungsstücke nach außerhalb oft zu viel Zeit und Geld kostet.

Frage. Durch Lust und Liebe zur Sache habe ich mir einen ziemlich Ueberblick über Kunstgeschichte und Litteratur erworben. Erbitten nun Ihren gefälligen Rat, wie ich meine Kenntnisse nutzbringend verwerten kann, und ob man auch eine Prüfung in dem einen oder anderen Gegenstande ablegen kann?

Antwort. Ein Examen ist weder für ein bestimmtes Fach möglich, noch eine Anstellung in demselben allein denkbar. Versuchen Sie, einen Privatkursus für junge Mädchen einzurichten, da besonders Nachfrage in diesen Fächern nach abgeleiteter Schulzeit ist.

Frage. Erbitten höflichst Auskunft, wo sich ein katholisches Pensionat in einer gebirgigen Gegend Süddeutschlands befindet, in welcher junge Mädchen gute Erziehung, Unterricht in den Sprachen und in praktischen Gegenständen genießen können.

Antwort. Die Luise-Schule des Badiischen Frauenvereins in Karlsruhe dürfte Ihren Wünschen sicherlich entsprechen. Sie ist zwar kein ausschließlich katholisches Pensionat, aber ein Drittel ihrer Schülerinnen gehört der katholischen Konfession an.

Unsere modernen Salontänze.

Skizzen vom königl. Tänzer Paul Würsch, mit Text von Alfred Hozbock.

Nachdruck verboten.

II. Das Menuett.

(Hierzu die Menuett-Komposition S. 40.)

Das „Menuett“, welches zuerst in Frankreich ungefähr im Jahre 1650 auftauchte, soll anlässlich einer silbernen Hochzeit in Poitiers, der Hauptstadt der Provinz Poitou, von einem dortigen Tanzmeister erfunden worden sein. Die Gelehrten sind heute noch nicht darüber einig, wer der eigentliche Erfinder dieses Tanzes war, und namentlich die Pariser Tanzakademie bestreitet zur Zeit aufs heftigste, daß der Ursprung des Menuetts auf einen französischen Provinztanzlehrer zurückzuführen sei; sie behauptet, er sei aus dem damals schon existierenden Tanz „die Courante“ entstanden.

getanzt wurde. Hoguet hat also das Verdienst, das Menuett in Berlin zuerst auf das Theater gebracht zu haben. Es ist ein echter und rechter Kunsttanz und als solcher auch von unseren modernen Choreographen erkannt und vielfach auf die Bühne gebracht worden.

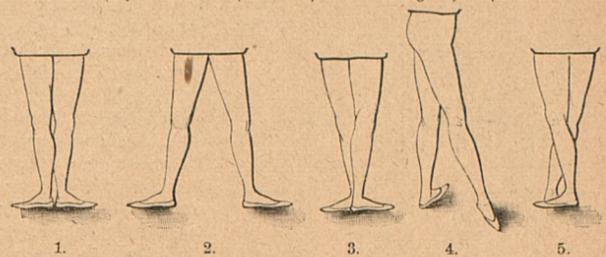
Das Menuett à la reine, welches heutzutage getanzt und als der „Tourentanz der Zukunft“ betrachtet wird, ist nicht leicht zu erlernen, allein es bietet doch, ohne an seinem vornehmen Charakter Einbuße erlitten zu haben, weniger technische und physische Schwierigkeiten als die ursprünglichen Formen dieses Tanzes.

Die Fußstellungen (Positionen).

Vor der eingehenden Beschreibung der verschiedenen Tanzschritte (pas) dürfte es ratsam sein, die einzelnen Positionen zu skizzieren (siehe die Illustrationen). Es giebt fünf Positionen, bei denen allen die Spitzen der Füße nach auswärts zu richten sind, die rechten nach rechts, die linken nach links!

1. Position. Die Hacken aneinander, die Füße nach auswärts, und zwar möglichst so, daß sie eine gerade Linie bilden.

2. Position. Die Füße müssen ungefähr einen halben Meter auseinanderstehen und ebenfalls nach auswärts gerichtet sein.



3. Position. Der rechte, bzw. der linke Fuß werden etwas vorgelegt, jedoch nur so weit, daß der Hacken des rechten Fußes an die Höhlung des linken Fußes stößt, bzw. umgekehrt; in der richtigen Stellung müssen demnach beide Füße zusammenstehen.

4. Position. Hier wird der rechte vor dem linken, bzw. der linke vor dem rechten Fuß um einen Schritt vorgelegt, und zwar so, daß sich jedesmal Hacke und Fußspitze gegenüberstehen.

5. Position. Während in der 4. Position die Füße auseinanderstehen, werden sie in der letzten derart zusammengestellt, daß Hacken und Fußspitzen aneinanderstehen.

Bemerkung sei noch, daß bei sämtlichen Positionen die Knie gestreckt sein müssen.

Die Tanzschritte (pas).

Verbeugung. Die Dame hat im Menuett à la reine zwei Verbeugungen zu machen: die übliche gesellschaftliche und die sogenannte Menuett-Verbeugung. Bei beiden haben die Füße die erste Position. Nach der gesellschaftlichen folgt die Menuett-Verbeugung. Hier wird ein Schritt seitwärts gemacht, der linke, bzw. der rechte Fuß in die vierte Position gebracht und alsdann die Kniebeuge ausgeführt, indem sich der Oberkörper etwas nach vorn neigt; nunmehr wird der Körper so nach rückwärts gezogen, daß sein Schwerpunkt auf dem zurückstehenden Fuß ruht; das Aufrichten des Körpers erfolgt alsdann ganz langsam. Der Herr beginnt die Verbeugung ebenfalls aus der ersten Position, schreitet mit dem einen Fuß ebenso wie die Dame einen Schritt seitwärts, zieht den andern Fuß wieder zur ersten Position, neigt den Oberkörper, setzt den linken Fuß, falls der erste Schritt nach rechts ausgeführt war, zur vierten Position zurück, richtet den Oberkörper wieder auf und zieht den vorstehenden, also den rechten Fuß, in die erste Position. Vielfach tritt auch so wohl bei Damen wie bei Herren eine Pose hinzu, indem gleich nach dem zuletzt erwähnten Aufrichten des Oberkörpers der auf der Spitze ruhende Fuß in die vierte Position gebracht, der Arm seitwärts ausgestreckt wird, und zwar in gleicher Richtung mit dem vorstehenden Fuß. In dieser Stellung verharren die Paare ungefähr einen halben Takt.

Pas marché (Marchschritt). In neuerer Zeit werden als pas-Grundlage zwei „Marchschritte“ unterschieden, und zwar „pas marché à la menuet“ und „pas marché à la polonaise“. Beim ersten pas sind die Füße ursprünglich in der ersten Position, alsdann wird der rechte, bzw. der linke Fuß einen Schritt nach vorwärts gerückt und der zurückstehende Fuß zur ersten Position herangezogen; beide Hacken werden jetzt gehoben und gleich wieder gesenkt. Dieses Heben und Senken der Füße ist das sogenannte „relevé“. Der zweite pas entwickelt sich ebenfalls aus der ersten Position; nach dieser folgt eine Kniebeuge (plié), an die sich unmittelbar das Vorstrecken des rechten, bzw. des linken Fußes anreißt. Nachdem der Fuß in die vorgestreckte (vierte) Position gebracht ist, werden zuerst mit dem hinteren und dann mit dem vorgestreckten Fuß je ein Schritt nach vorwärts gemacht; derselbe pas mit der Kniebeuge, dem Fußvorstrecken und den zwei Schritten nach vorwärts wird alsdann mit dem anderen Fuß wiederholt. Hierher gehören noch der Menuett-pas à gauche und à droite, welche sich aus verschiedenen Positionen entwickeln können. Dieser pas beginnt, nachdem die Füße die betreffende Position eingenommen haben, mit einer halben Kniebeuge (plié), alsdann wird der eine Fuß nach seitwärts (zweite Position) gestellt und der andere gleichzeitig mit gehobener Spitze gestreckt. Nachdem die Füße in diese Stellung gebracht sind, wird das Knie des stehenden Fußes etwas gebogen und an diesen der gestreckte Fuß zur dritten Position hintergelegt; alsdann wird sofort der Fuß, welcher stand, wieder einen Schritt seitwärts gesetzt und der andere Fuß vorgezogen, so daß beide Füße die fünfte Position haben. Sämtliche Schritte in diesem pas müssen leicht gestrichen (glissé) ausgeführt werden.

Balancé. Hier wird ein Fuß in schräger Richtung nach vorwärts gestreckt. Geschieht dieses z. B. mit dem rechten Fuß, dann ist die linke Seite des Oberkörpers nach vorn, die rechte hingegen nach hinten gerichtet. Der Kopf erscheint nach links gewandt, die ganze Stellung, in welcher man ungefähr einen halben Takt verharrt, hat etwas von einem lebenden Bilde an sich. Dieses balancé, bei dem der nach hinten gestreckte linke Fuß auf der Spitze steht, ist ziemlich schwierig, erscheint jedoch weit distinguiert als das heute übliche Konter- und Quadrillen-Balancé.

Pirouette. Diese wird stets so ausgeführt, daß die hinterher beschriebene Drehung ausnahmslos in der Richtung des vorgestreckten Fußes erfolgt. Die pirouette beginnt damit, daß der eine Fuß nach der vierten Position vorgestreckt, über diesen a tempo der rückwärts stehende Fuß mit stehender Spitze getrennt wird. Alsdann dreht sich der Körper auf beiden Fußspitzen mit einem gewissen Schwung um sich selbst herum, und zwar so, daß schließlich die Füße in die fünfte Position kommen. In der höheren Tanzkunst erfolgt eigentlich die Drehung des Körpers auf einer Fußspitze, doch bereitet diese pirouette dem Laien zu viel Schwierigkeiten.

Coupe battement. Beim Beginn dieses pas nehmen die Füße die fünfte Position ein, alsdann erfolgt das relevé; nunmehr hebt man etwas den rechten Fuß, schlägt den gehobenen Fuß vor dem linken an, zieht ihn alsdann langsam um den letzteren herum und giebt beiden Füßen wiederum die fünfte Position; genau derselbe pas wird alsdann mit dem linken Fuß wiederholt.

Die einzelnen Figuren des Menuetts.

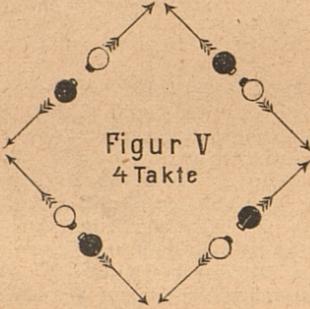
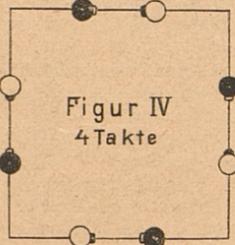
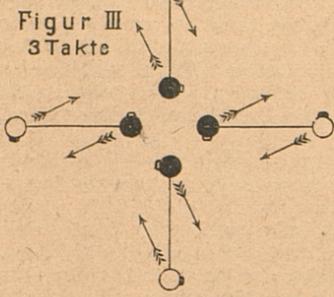
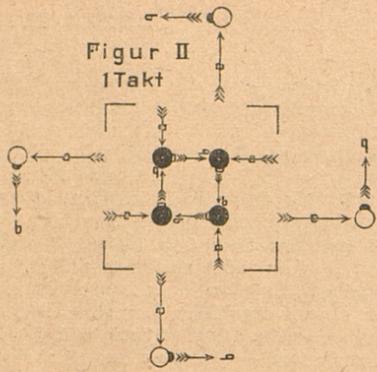
Figur Ia beginnt mit einer Menuett-Verbeugung nach rechts, wie durch die Pfeilrichtung angedeutet wird. Die Verbeugung nimmt $3\frac{1}{2}$ Takte in Anspruch, worauf eine einen halben Takt währende Pose erfolgt (siehe Beschreibung des pas, Verbeugung), und zwar so, daß Dame und Herr Rücken an Rücken stehen. Von Figur Ia geht es nunmehr mit einer halben Pirouette, bei welcher die Dame mit dem linken und der Herr mit dem rechten Fuß aufsetzt, zur Figur Ib über, sodaß Dame und Herr einander vis-à-vis stehen; jetzt erfolgt die ebenfalls mit einer Pose endende gesellschaftliche Verbeugung (siehe Pfeilrichtung a) und gleichzeitig der Uebergang zur Figur Ic. Der Uebergang ist für die Dame pas marché à gauche, für den Herrn pas marché à droit, mit der kleinen Variation, daß beim zweiten Schritt seitwärts der Körper so gedreht wird, daß Herr und Dame nebeneinander stehen. Nunmehr erfolgt zuerst ein pas marché à la menuet und unmittelbar darauf ein pas marché à la polonaise; an diese pas schließen sich zwei balancés an, und zwar für die Dame zuerst nach rechts, für den Herrn zuerst nach links. Eine Pirouette, für die Dame rechts herum und für den Herrn links herum, beenden die Figur, an deren Schluß Herr und Dame einander vis-à-vis stehen müssen.

Figur Id besteht lediglich in zwei pas marché à droit; jeder pas füllt zwei Takte aus.

Figur II besteht aus einem pas marché à la menuet. (Siehe Pfeilrichtung b).

Figur III schließt unmittelbar an den pas marché à la menuet an, an den sich ein halber pas marché à gauche ohne Kniebeuge anreicht, d. h. die Spitze des rechten Fußes wird hinter die Hacke des linken gesetzt, der linke Fuß alsdann einen Schritt seitwärts gesetzt und der rechte Fuß schließlich in die 5. Position vorgestellt.

Figur IV beginnt zunächst mit zwei balancés, dem ersten nach rechts und dem zweiten nach links. Dame und Herr reichen sich hierauf die rechte Hand und drehen mit zwei pas marché à la polonaise die übliche tour de main; beim



Schlusse stehen die Paare, selbstverständlich in schräger Richtung, so dicht beisammen, daß hierdurch der natürliche Uebergang zu Figur V gebildet wird.

Figur V setzt sich, nachdem die Paare am Schluß der tour de main mit der rechten Schulter sich aneinandergestellt haben, aus vier coupés battement zusammen; bei jedem dieser coupés battement müssen Dame und Herr rückwärts gehen.

Figur VIa beginnt mit drei relevés und einer Pirouette, auf die mit dem rechten Fuß ein pas marché à la menuet, mit dem linken Fuß ein pas marché à la polonaise folgt, an dessen Schluß sich Dame und Herr einen Augenblick die rechte Hand reichen und ansehen müssen. Der pas marché à la polonaise geht alsdann sofort in einen pas marché à la menuet über, welcher, indem der linke Fuß vorgezogen wird, in eine halbe Pirouette ausläuft.

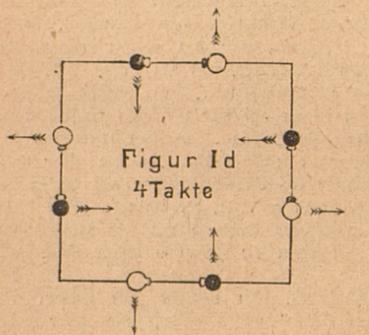
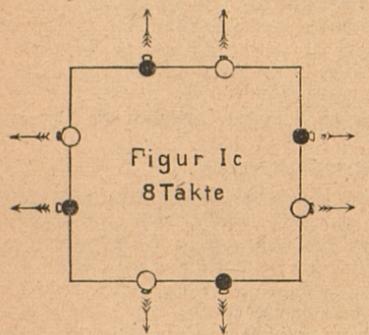
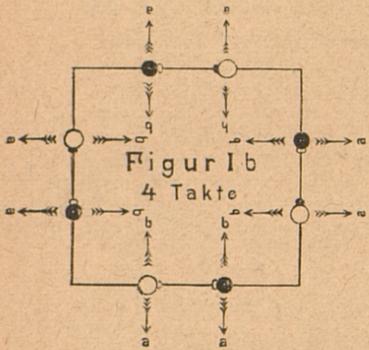
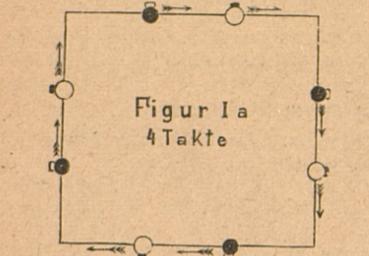
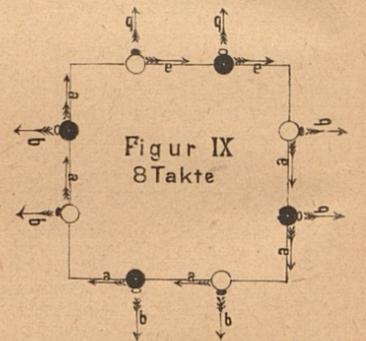
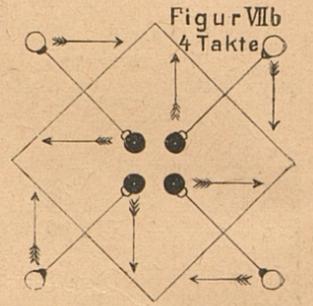
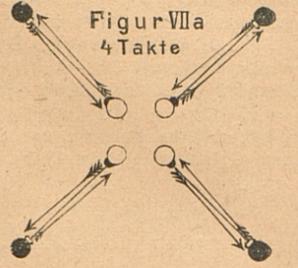
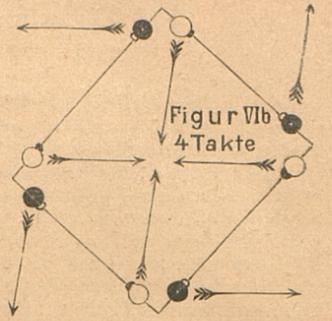
Figur VIb besteht lediglich aus zwei pas marché à droit.

Figur VIIa beginnt mit dem linken Fuß mit einem pas marché à la menuet, an den sich mit dem rechten Fuß ein pas marché à la polonaise anreicht; am Schluß dieses pas müssen sich Dame und Herr die linke Hand reichen und ansehen; alsdann folgt wiederum mit dem linken Fuß ein pas marché à la menuet und hierauf eine mit dem rechten Fuß beginnende halbe Pirouette.

Figur VIIb besteht lediglich aus zwei pas marché à gauche.

Figur VIII beginnt mit zwei pas marché à la polonaise; am Schluß des zweiten müssen Dame und Herr einander beide Hände gereicht haben; alsdann folgt noch ein dritter pas marché à la polonaise, an den sich ein pas marché à gauche anreicht. Nach Beendigung dieses pas haben die Paare sofort die letzte Figur zu bilden.

Figur IX. Sie beginnt mit einer Menuett-Verbeugung mit Pose; alsdann gehen die Paare (die Dame setzt mit dem linken Fuß an, der Herr mit dem rechten Fuß) Hand in Hand fünf Schritte nach vorwärts, und es wird nachher der rückwärts stehende Fuß zur ersten Position herangezogen. Am Schluß läßt der Herr die Hand seiner Dame los, welche nunmehr das Kleid mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger etwas leicht und ceremoniell auseinanderbreitet. Den Schluß bildet die gesellschaftliche Verbeugung von Herr und Dame.



Menuett à la reine.

Andante pomposo.